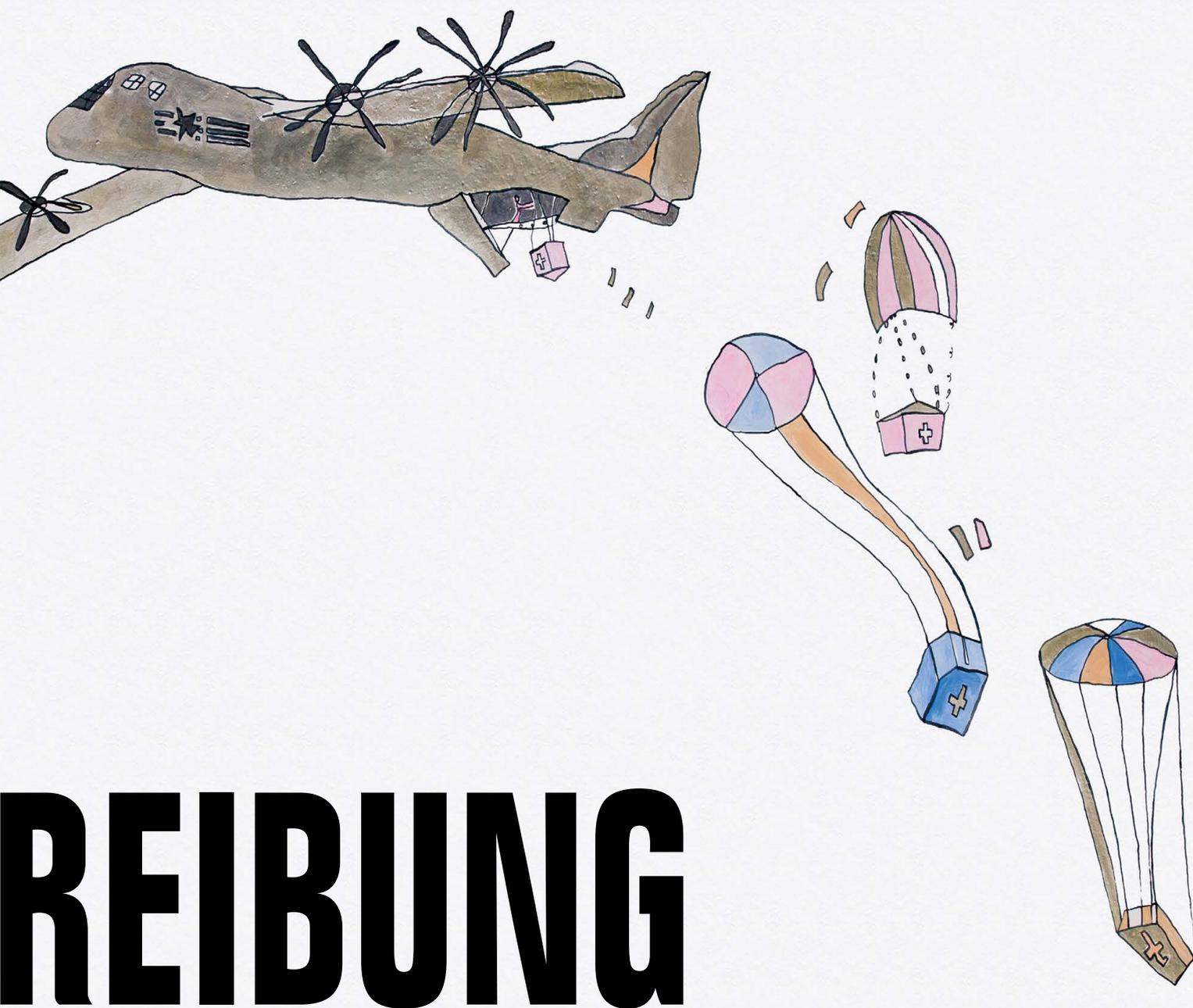


DENKEN+GLAUBEN

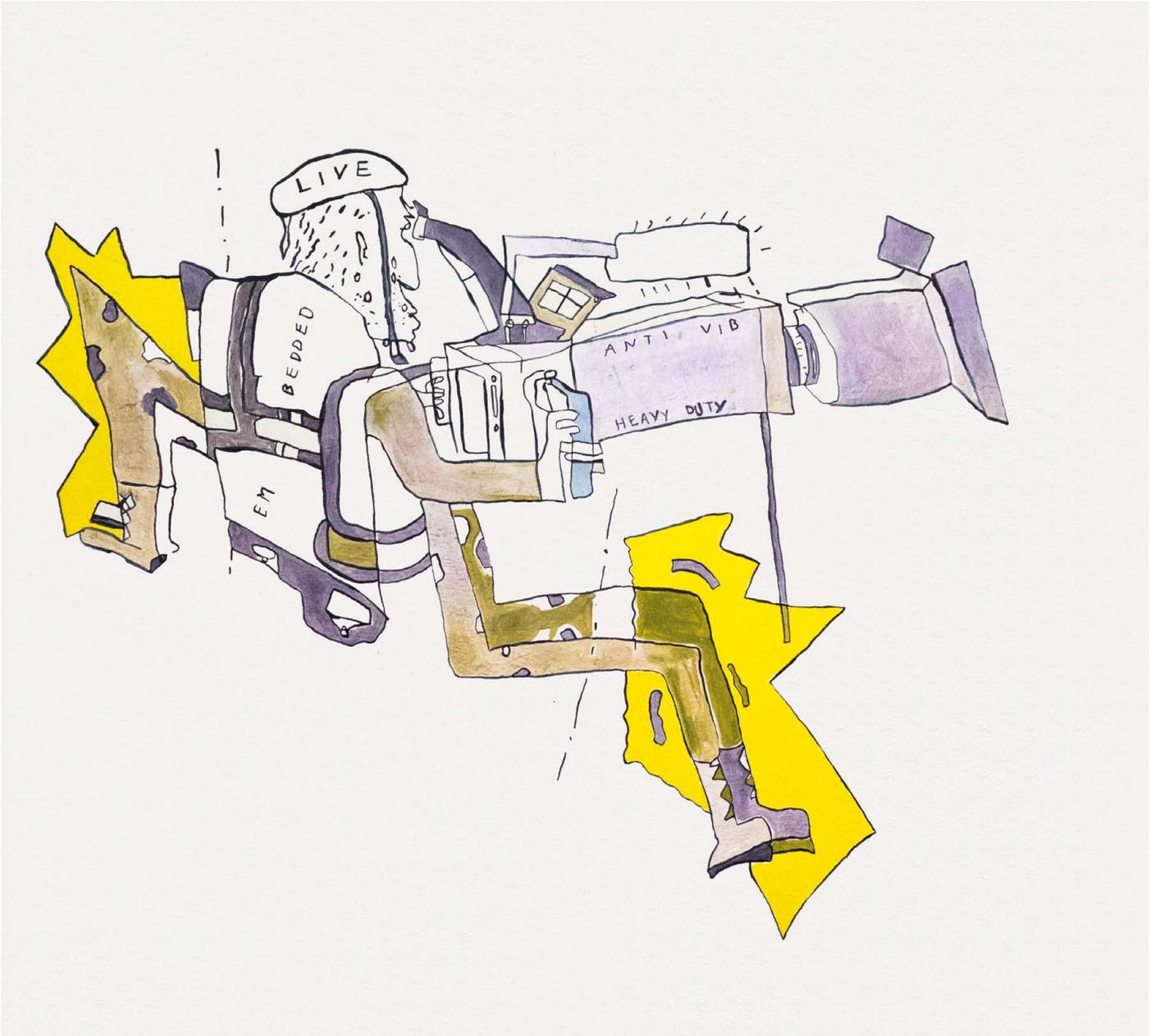
Nr. 194 Winter 2019

Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten und Hochschulen

www.khg-graz.at



REIBUNG



Franz Konrad, Geschichtswäsche (Detail ‚Embedded Journalist‘), 2016/19. © Konrad

Geschichtswäsche

Die historischen Kreuzwegbilder der Grazer Kunst-Kirche St. Andrä verschneidet der Künstler Franz Konrad mit Kriegs-, Krisen- und Unrechtsbildern unserer Zeit. Immer geht es in seiner Kunst auch um Bildvermittlung und die Wirkmacht von Bildern in unserem digitalen Medienzeitalter. Der „Embedded Journalist“ – seit dem Irakkrieg (2003) die Bezeichnung für offiziell vom Militär beauftragte, zivile Journalisten – richtet seine Kamera auf die erste Kreuzwegstation: „Was ist Wahrheit?“, ist die zeitlos gültige Frage nicht nur des Pilatus, der sich die Hände in Unschuld wäscht. Details aus dem Zyklus „Geschichtswäsche“ in St. Andrä, wie auch aus der Bildserie „Colombia Paper“, die die Ausbeutung von Natur und Umwelt in Lateinamerika thematisiert, finden sich als Bebilderung dieser Ausgabe von *Denken+Glauben*. Manche Szenen, wie der Brand von Notre Dame in Paris, sind klar erkennbar, andere bleiben bewusst ambivalent und für mehrere Deutungsebenen offen. Die Szene am Coverbild könnte den Abwurf von Hilfsgütern zeigen, es könnten aber auch Särgе sein, die an bunten Fallschirmen befestigt durch die Lüfte schweben.

Die Ausstellung von Franz Konrad zu unserem QL-Jahresthema „**Heiße Zeit**“ wird am **8. JAN 2020 um 19:00** in der **QL-Galerie** eröffnet.

Editorial



„Die säkulare Moderne hat sich aus guten Gründen vom Transzendenten abgewendet, aber die Vernunft würde mit dem Verschwinden jeden Gedankens, der das in der Welt Seiende im Ganzen transzendiert, selber verkümmern. Die Abwehr dieser Entropie ist ein Punkt der Berührung des nachmetaphysischen Denkens mit dem religiösen Bewusstsein,“ schreibt der nunmehr neunzigjährige Meisterdenker Jürgen Habermas am Ende seines

jüngst erschienen, monumentalen Werkes „Auch eine Geschichte der Philosophie“. Es beschreibt Philosophie als Lerngeschichte aus dem Konflikt zwischen Glauben und Wissen. Damit kommen auch religiöse Denker wie Augustinus oder Thomas von Aquin für den Philosophen ganz neu in den Blick – ein Schub für produktiven Reibungsgewinn im Sinn des Namens unserer Zeitschrift? Ganz sicher! Versucht er doch nicht weniger als mit einem Durchgang durch die europäische Geistesgeschichte zu zeigen, wie die Philosophie eine Übersetzung der religiösen Gehalte in die Philosophie vornimmt, letztlich auch als Angebot zum Dialog zwischen Philosophie, Theologie und Religion nach der Trennung von Glauben und Wissen. Nein, das Buch ist nicht Ausdruck von Altersfrömmigkeit und Habermas, wie er nicht müde wird zu betonen, ist nach wie vor religiös unmusikalisch. Aber: Auch wenn er die Diskurslinie eines nachmetaphysischen Denkens seiner Lehrer der Kritischen Theorie und nicht zuletzt seine eigene weiterschreibt, so haben sich doch die Vorzeichen geändert: Die Religion ist auch in der westlichen Welt keineswegs verschwunden, wie Theoretiker der Moderne im 20. Jahrhundert prognostiziert hatten. Sie existiert auch in ihrer institutionell verfassten Form, wenngleich der Bereich des subjektiv und individuell empfundenen Religiösen stetig im Wachsen begriffen ist. Eine Reibungsfläche innerhalb des Religiösen, mit der es gerade aus der Sicht der Kirche produktiv und angstfrei umzugehen gilt. Produktive Reibung gilt es aber auch insgesamt in einer aufgeklärten, säkularen Gesellschaft von Seiten der Religion zu erzeugen – der Philosoph Habermas und der damalige Kardinal Ratzinger haben sich darüber bereits vor fünfzehn Jahren ausgetauscht. Zuvor schon hatte Habermas anlässlich seiner Rede zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels Allianzen zwischen säkularer Vernunft und den Religionen gefordert, bereits damals angesichts der zunehmenden Gefahr der Polarisierung zwischen Säkularisten und Fundamentalisten Lernprozesse für ein kooperatives Miteinander von Gläubigen, Nichtgläubigen und Andersgläubigen gefordert. Ein Lernprozess nicht nur für Gläubige in einer pluralen Gesellschaft in einem weltanschaulich neutralen Staat, sondern eben auch für dessen säkulare Bürger und Bürgerinnen, für die es gilt, nach wie vor vitale Religion nicht nur wahrzunehmen und anzuerkennen, sondern in ein produktives Verhältnis ihr gegenüber einzutreten. Der „Pfahl im Fleisch der Moderne“ kann Religion allerdings nur sein, wenn sie sich auf eine „Praxis der Vergegenwärtigung einer starken Transzendenz stützen kann“, konstatiert der Philosoph, der nicht nur Beobachter der Gesellschaft, sondern aktiver Impulsgeber im Sinn seiner Sozialphilosophie sein will. Dem fühlen wir uns mit dieser Zeitschrift und unserer Arbeit in der Katholischen Hochschulgemeinde insgesamt verpflichtet.

Alois Kölbl, Hochschulseelsorger

REIBUNG

Gegenseitigkeiten

The Handmaid's Tale

Von Andreas Kirchmair (2)

Von Agnes Hobiger (3)

Reibungsgewinne (4)

Von Peter Strasser

„Es gibt doch so viele Möglichkeiten,
etwas zu tun!“ (8)

Alois Kölbl im Gespräch mit Franz Konrad

Wenn sich EU-Recht und inner-
staatliche Autonomie der Kirchen
aneinander reiben (11)

Von Hubert Isak

Barrierenfreiheit (14)

Von Markus Wilfling

Waldbrände und Reibebäume (16)

Von Anton Tauschmann

Und es gibt sie doch,
die Gesellschaft (19)

Von Cristina Isabel Seda Chabrier

„Wenn ein Krieg beginnt,
dann stirbt die Wahrheit“ (21)

KHG Graz im Gespräch mit
Vinko Kardinal Puljić

Und jetzt? (24)

Von Jörg Wilkesmann

Einwürfe (26)

Von Carmen Koch

Das Böse in der Hauptrolle (27)

Von Harald Koberg

KHG – AKTUELL (28)

Gegenseitigkeiten

Die nun auch bei uns laufende US-Serie *The Handmaid's Tale* zeichnet das Bild von einem „Gottesstaat, in dem Frauen zu Gebärmaschinen degradiert worden sind“ (Der Tagesspiegel). In Alabama etwa gibt es seit heuer de facto ein Abtreibungsverbot. Wie stehen Sie persönlich dazu?

Von Andreas Kirchmair

Meine Antwort darauf ist ganz einfach: Ich war bei der Geburt meiner vier Kinder dabei und erlebte das jedes Mal als großes, einmaliges Wunder. Umgekehrt weiß ich von den Erfahrungen vieler Eltern Mütter, die statt eines Wunders eine Tragödie erlebt haben, weil sie ihr Kind vor der Geburt töten liessen und damit auch ein Stück von sich selbst.

Ja, ich bekenne mich zum Lebensrecht ungeborener Menschen und zu klaren Lebensschutzgesetzen anstelle der sogenannten „Fristenregelung“, die meiner Ansicht nach bei uns seit 1975 geltendes Unrecht ist. Die Wirkungsweise solcher Gesetze, die unlogisch aufgebaut sind und auf politischer Willkür basieren, ist verheerend: Als „Trojanische Pferde“ zerstören sie nicht nur unser Rechtssystem, sondern auch unsere Familien und unsere Gesellschaft. Auch das öffentliche Bewusstsein wurde damit bei uns jahrzehntelang vergiftet und durch Begriffe und Phrasen wie Gebärmaschinen, Schwangerschaftsabbruch, embryonales Gewebe, Kriminalisieren der Frauen, Pro Choice etc. vernebelt. Hinter einer Mauer des Schweigens und der Lüge konnte ungestört ein Geschäftsmodell für eine „Kultur des Todes“ entwickelt werden: Kleine, ungeborene Kinder mittels einer staatlich und medial geförderten Kinderabtreibungsindustrie zu töten (vor einigen Jahren war Österreich dabei in Europa Nr. 3 hinter Russland und Rumänien).

So wie früher etwa über Sklaven, die nicht als „Personen“ mit Menschenrechten angesehen wurden, haben heute Mitmenschen Verfügungsgewalt über diese Kinder. Sie werden grausam getötet und dann als menschlicher Rohstoff in Impf- und Pharmaprodukte verarbeitet oder als Sondermüll entsorgt. Nicht einmal die christlichen Kirchen scheint das zu stören, sonst hätten sie längst ihre Friedhöfe geöffnet, um den abgetriebenen Kindern wenigstens Asyl in Form einer letzten Ruhestätte zu gewähren.

Warum werden diese Kinder nicht geschützt? Schutz und Strafe sind zwei Seiten derselben Medaille. Je höher der Wert und damit die Schutzwürdigkeit, desto höher die Strafe. Ein ungeborenes Kind ist jedoch heute in den Augen der Politik wertlos. Wer Strafe bei Kindesabtreibung für die daran Beteiligten ablehnt, der lehnt auch den Schutz des Kindes ab. Ein Gesetz ohne Strafe ist wie schales Salz – es wird zertreten. Warum verstecken sich alle hinter den Müttern der Ungeborenen? Sie, die persönlichen Schutz und Unterstützung brauchen, denn sie sind

ja für einen zweiten Menschen verantwortlich, sind stattdessen zum Freiwild geworden. Jeder kann heute ungestraft Druck auf sie ausüben: Kindesvater, Familienmitglieder, Ärzte mit ihren Untersuchungen, Arbeitgeber. Dieser Druck wird noch erhöht durch das schwere und nicht aufgearbeitete Unrecht gegenüber unehelichen Müttern und ihren Kindern in früheren Zeiten.

Lebensschutz betrifft jeden! Jeder und jede von uns war einmal ein ungeborenes Kind, das seine Geburt erleben und die Welt sehen wollte. Warum ist aus der natürlichsten Sache der Welt heute ein lebensgefährlicher Spießrutenlauf geworden, den nur zwei von drei Kindern überleben? Welche Einstellungen in der Gesellschaft fordern einen derartig hohen Blutzoll? Warum werden bedrohte Tierarten, Umwelt, Klima auf höchster Ebene geschützt, ungeborene Menschen aber nicht? Gesetze mit Verfügungs- und Tötungsgewalt über Mitmenschen, wie die Sklavengesetze in den USA sowie die Leibeigenen- und die Rassengesetze in Europa, hat es in der Menschheitsgeschichte immer gegeben. Seit Ende der 60er Jahre trifft diese Gewalt die allerschwächste Gruppe, die Ungeborenen. Ein Blick in die Geschichte zeigt aber auch, dass diese Gesetze später wieder aufgehoben wurden. Das wird auch bei den Kinderabtreibungsgesetzen eines Tages passieren. Die politische Auseinandersetzung in Alabama und in den USA ist ein Hoffnungszeichen!



Andreas Kirchmair, studierte Betriebsinformatik in Wien und Informatik in den USA. Nach Führungspositionen in Industrieunternehmen arbeitet er seit 25 Jahren als selbstständiger Unternehmensberater in der Steiermark. Seit 2004 veröffentlicht er Stellungnahmen zu Lebensschutz und Lebensrecht von ungeborenen Kindern.

Foto: Furgler

Gegenseitigkeiten

Die nun auch bei uns laufende US-Serie *The Handmaid's Tale* zeichnet das Bild von einem „Gottesstaat, in dem Frauen zu Gebärmaschinen degradiert worden sind“ (Der Tagesspiegel). In Alabama etwa gibt es seit heuer de facto ein Abtreibungsverbot. Wie stehen Sie persönlich dazu?

Von Agnes Hobiger

„My body, my rights!“ Auf den ersten Blick zieht dieses Argument in der Abtreibungsfrage nur bedingt: Es geht eben nicht nur um den Körper/den Bauch und die Rechte der Frauen, es geht auch um den Körper und die Rechte ihrer Kinder. Die katholische Kirche stellt sich hier auf einen klaren Standpunkt und vertritt kompromisslos das Lebensrecht der Kinder ab dem Zeitpunkt ihrer Zeugung. Ein Standpunkt, den ich respektiere, aber als Frau nicht teilen kann. Außerdem finde ich nicht, dass ein weitgehend von kinderlosen Männern dominierter Verein sich wirklich die Meinungshoheit in dieser Frage anmaßen sollte. Die Frage nach einer Abtreibung geht in erster Linie die Frau und ihr ungeborenes Kind an. Bedingt den Vater dieses Kindes und, da er die Rahmenbedingungen all dieser Menschen beeinflusst, den Staat.

Der in der Ausgangsfrage erwähnte US-Bundesstaat Alabama hat das gerade demonstriert und ein sehr restriktives Abtreibungsgesetz erlassen. Es zwingt die Frauen dazu, die Abtreibungen illegal vornehmen zu lassen, oder in liberalere Bundesstaaten zu fahren, was vor allem dazu führt, dass Abtreibung eine Kostenfrage wird. Solange sich die Situation für Frauen auf dem Arbeitsmarkt mit der Geburt ihres ersten Kindes tendenziell verschlechtert, ist es jedoch falsch, davon auszugehen, dass Abtreibung nicht auch schon unter den gegebenen Bedingungen in Österreich eine Kostenfrage ist. Die Entscheidung für das Leben des Kindes bringt gravierende Einschränkungen im Leben der Mutter mit sich. In einer geschlechtergerechten Welt wäre es eine Entscheidung, die beide Elternteile annähernd gleich beeinflusste, für diese Utopie können wir jedoch auch im 21. Jahrhundert nur kämpfen. Im Moment benachteiligen ein Abtreibungsverbot oder eine restriktivere Abtreibungspolitik die Frauen und behindern ihre zunehmende Emanzipation. Margaret Atwood entwirft im oben erwähnten Werk *The Handmaid's Tale* eine beklemmende Dystopie dieser Art. Frauen werden im Land Gilead in drei Kategorien eingeteilt: Arbeiterinnen, Ehefrauen und Mägde (handmaids), die als Gebärerinnen fungieren. Ihnen kommt hohes gesellschaftliches Prestige zu, weil die Fortpflanzung der europäischen Rasse auf ihren Schultern lastet, da nicht mehr alle Frauen fruchtbar sind. Gleichzeitig wird ihr Menschsein nicht nur auf die Mutterrolle, denn Mütter sind ja die Gattinnen, sondern noch strenger nur auf das Gebären von

Kindern beschränkt. Interessant an dem Roman ist: Den Männern wird eine solch strikte Teilung nicht auferlegt. Zwar wird ihr Einfluss nach Geld und Prestige unterschieden, aber eine strikte Trennung in unterschiedliche Aspekte ihrer Männlichkeit findet nicht statt. Abtreibung steht in dieser Welt übrigens unter Todesstrafe.

Wir sind heute in der Lage, uns durch Verhütung vor unerwünschten Schwangerschaften zu schützen. Doch auch hier geht der gesellschaftliche Trend in Österreich weg von der Pille und hin zu Methoden der natürlichen Geburtenkontrolle. An dieser Stelle wären eine bessere sexuelle Bildung der Gesellschaft und eine einfachere Verfügbarkeit von Verhütungsmitteln sinnvoll. Dies ist auch der Bereich, in dem der Staat durch Gesetzgebung gefragt ist. Trotz der besten Verhütung kann es jedoch zu einer ungewollten Schwangerschaft kommen. Und momentan ist das Umgehen einer solchen Situation weitgehend ein Frauenproblem. Wir sollten uns davor hüten, Frauen, die sich dafür entscheiden, einem Kind in ihrer momentanen Situation keine Zukunft bieten zu können, zu verurteilen und zu stigmatisieren. Keine Frau trifft die Entscheidung für eine Abtreibung leichtfertig. Deshalb sollte man ihnen die Fähigkeit zubilligen, eine überlegte und begründete Wahl zu treffen.



Agnes Hobiger, geb. 1993 in Graz. Sie studiert an der Karl-Franzens-Universität Chemie und Deutsch auf Lehramt. Von 2015–2018 Vorsitzende der Katholischen Hochschuljugend Österreichs. „Denken+Glauben“-Redaktionsmitglied.

Foto: Hobiger

Reibungsgewinne

Über das Produktive am „Kampf der Kulturen“
Von Peter Strasser



Franz Konrad, Geschichtswäsche
(Detail), 2016/19. © Konrad

Der Clash of Civilizations wird meist als Droh- und Kampfbegriff verstanden. Aber der „Zusammenprall“ kann auch gedämpft und produktiv erfolgen. Sofern wir die Selbstachtung anderer Kulturen nicht mutwillig missachten, bildet die Auseinandersetzung mit fremden Denk- und Lebenswelten sogar die Chance, unsere eigene demokratische Identität – allgemein: die „Kontur des Westens“ – lebendig zu erhalten.

Andere Länder, andere Sitten. Dieses wohlbekannte Motto war den Reisenden früherer Zeiten ein Fingerzeig, der auch heute noch gilt. Besucht eine einfühlsame Christin ein muslimisches Land, dann ist es ein Zeichen der Höflichkeit, sich in Benehmen und Kleidung den dort herrschenden Gebräuchen anzupassen. Gewiss, es gibt Grenzen, die man, zumindest als gebildete europäische Frau, nicht zu überschreiten bereit sein wird. Man wird nicht mit gesenktem Haupt drei Schritte hinter einem männlichen Begleiter herlaufen, nachdem man sich bereitgefunden hat, das eigene Haupthaar sittsam hinter einem Tuch zu verbergen, um der patriarchalen Landessitte zu genügen.

Die Lehre, die sich aus diesem Szenario des zivilisierten Verhaltens in einem fremden Land ziehen lässt, ist natürlich begrenzt. Man kommt, man geht. Das macht die Sache leichter. Dennoch offeriert uns jene touristische Perspektive für die Angehörigen des Gastlandes ebenso wie für die Neuankömmlinge Aspekte, welche für ein ständiges Zusammenleben nicht ganz nebensächlich sind. Erstens fördert es, allgemein gesprochen, den Kontakt, wenn man sich den Besonderheiten des fremden Landes oder der fremden Kultur gegenüber aufgeschlossen zeigt. Zweitens wäre es nicht nur dumm, sondern darüber hinaus ungehörig, den „Fremden“ ihre Andersheit gleichsam negativ vor Augen zu führen, indem man sich über deren Sitten und Gebräuche mokiert. Drittens schließlich: Auch im aufgeschlossenen Kontakt mit einer uns fremden Kultur wäre es ein Zeichen von Anbiederung, wenn man die eigene Lebenssphäre verleugnete; man sollte niemals so tun, als ob man nicht selbst ein kultiviertes Wesen wäre, dessen Selbstachtung es nur bis zu einem gewissen Punkt gestattet, sich dem fremden Lebens- und Denkstil anzupassen.

Die Wohltat liberaler Gesinnung

Wir leben hierorts in einer liberalen, rechtsstaatlich organisierten, menschen- und grundrechtlich besorgten und sozialstaatlich engagierten Demokratie. Wir sind jedoch die Erben einer keineswegs unschuldigen Tradition, die bis in die Antike zurückreicht. Christentum, Humanismus und Aufklärung haben uns geprägt. Und es war nicht zuletzt eine unserer großen Zweideutigkeiten, nämlich der Drang auf die Meere und zur Kolonialisierung, samt Ermordung und Versklavung ganzer Völker – es war diese Art von klerikalstaatlicher Brutalität, die auf dialektische Weise

dazu führte, dass wir uns an den Anblick und, wenn auch zögerlich, an den Gedanken gewöhnten, dass es Menschen gab, die nicht so leben wollten wie wir, sondern nach ihrer eigenen, ererbten Fassung. Wir lernten sogar Toleranz zu üben gegenüber fremden Göttern, ein Umstand, der dem Christentum auf der Höhe seiner Machtvollkommenheit fremd, ja regelrecht blasphemisch erschienen wäre.

Die große Strömung des Liberalismus, beispielsweise im Geiste John Stuart Mills, hatte uns etwas Ungeheuerliches gelehrt. Dass nämlich die Dogmatisierung unserer „Wahrheiten“, die mit der Unterdrückung aller anderen einherging, für die Lebendigkeit fatale Folgen haben musste. In seinem Traktat *On Liberty* (1859) macht Mill klar, dass wir unsere eigenen Fehler nur sehr unzureichend entdecken würden, falls wir nicht gezwungen wären, sie gleichsam mit dem kritischen Blick uns fernstehender Ansichten und Glaubenshaltungen zu prüfen. Mill wusste also um die heilsame Wirkung einer Vernunft, die sich dessen bewusst war, dass Menschen irrumsanfällig sind und gewisse ihrer Irrtümer erst entdecken, wenn sie mit Gegenmeinungen konfrontiert werden. Ein weiterer Punkt, den Mill hervorhob, war folgender: Wenn man – salopp formuliert – ständig im eigenen Überzeugungssaft schmort und immerfort nur wiederholen darf, was die offizielle Meinung, das vorgegebene Dogma ist, dann wird man sehr bald das Gefühl für die Bedeutung dessen, woran man zu glauben angehalten ist, verlieren. Lebendige Kulturen sind daher ihrem Wesen nach pluralistisch. Und mit dem Pluralismus stellt sich automatisch eine Toleranz ein, die nicht bloß passiv ist – man verbrennt die Häretiker nicht mehr ohne weiteres –, sondern im Gegenteil aktiv: Man fördert „Häresien“, ist um das Gedeihen abweichender Meinungen besorgt, kurz: das Moment der kulturellen „Reibung“ verliert seinen negativen Klang und wird sogar als Gewinn verbucht – Reibungsgewinn!

Freilich erfordert ein solches Zusammenspiel der Gegensätze, ob auf der Ebene von Überzeugungen, Alltags-handlungen oder religiösen Ritualen, dass beide Seiten bereit sind, der jeweils anderen mit Respekt zu begegnen. Dadurch wird keine Seite gezwungen, ihre Art des Lebens oder ihre besondere Weise der Weltbetrachtung aufzugeben; aber sie darf nicht den Standpunkt, den sie selbst vertritt, dazu verwenden wollen, um die Gegenseite zu unterwandern mit dem Ziel, sie schließlich zu unterwerfen. Davon, dass es Feinde der Toleranz gibt, die diese nur benützen, um an die Macht zu kommen und dann, erst an der Macht befindlich, alle Toleranz fahren zu lassen und ein System der Tyrannei zu errichten – davon hat bereits der österreichische Philosoph Karl Popper in seinem groß angelegten Werk *Die offene Gesellschaft und ihre Feinde* (1945) gesprochen. Er hatte als historisches Nahebeispiel die Nationalsozialisten und Kommunisten vor Augen, uns beschäftigt heute vor allem der politische, radikale Islam.

Und ob Michel Houellebecq's Buch *Soumission*, „Unterwerfung“, aus dem Jahre 2015 die Richtung andeutet, nämlich die schleichende Übernahme und Beseitigung unserer liberaldemokratischen Verhältnisse durch das muslimische Gesellschafts- und Staatsmodell, wird sich erst weisen. Aber ob es dazu kommt, wird ausschließlich von unserer eigenen Bereitschaft abhängen, sowohl für als auch gegen die Ansinnen des muslimischen Lebensstils moderater Prägung zu optieren.

Selbstachtung durch Dialog

Was die Abwehr des islamistischen Terrors betrifft, gegen den alle guten Absichten nichts helfen, so haben wir andere Mittel zur Hand, von unseren Geheimdiensten und Verbotsmöglichkeiten bis zu den prall gefüllten Waffenarsenalen des Westens. Die Angstmache hierorts scheint eher politisch-taktisch motiviert. Man kann durch die Anstachelung eines subjektiven Unsicherheitsgefühls Wähler gewinnen. Indem man eine ausländerfeindliche Mobbingstimmung schürt, wird zusätzlich eine Form des Patriotismus wieder aktuell, der es den Regierenden möglich macht, immer mehr Freiheitsrechte einzuschränken und schließlich sogar von den Menschenrechtsdeklarationen allgemein zu behaupten, sie seien auch nur Farbe auf dem Papier, Druckwerk, das sich gegebenenfalls abändern lasse, wenn sich die nötige parlamentarische Mehrheit finde.

Wie in anderen europäischen Ländern, so grassiert in Österreich mittlerweile eine bedrohliche Stimmung. Diese verspricht wenig Hoffnung, dass unter dem Druck der vielen Umwelt- und Wirtschaftsprobleme, die in naher Zukunft anstehen und weit über unsere eigenen Beherrschbarkeitsgrenzen hinausgehen, eine freundliche Haltung jenen gegenüber kultiviert werden wird, die wir als kulturfremd und bedrohlich empfinden. Unsere Politiker und Politikerinnen überschlagen sich mit sogenannten Integrationsforderungen. Wer hier, bei uns, leben möchte, der hat gefälligst auch unsere kollektive Identität – schon vor Jahren fiel das Wort von der „Leitkultur“ – zu übernehmen. Und es soll gar nicht bestritten werden, dass in dieser Forderung ein Stück weit der Modus dafür zu finden ist, wie ein gedeihliches Miteinander möglich scheint.

Aber eine „kollektive Identität“ ist ein vielfältiges, teils altüberkommenes, teils in sich gebrochenes Gebilde, in Teilen ein Phantom. Wie immer die Lebensform des zu uns Eingewanderten im Einzelnen beschaffen sein mag, sie darf kein prinzipielles Hindernis für einen Erwerb der deutschen Sprache sein, wobei das Niveau zunächst eine untergeordnete Rolle spielt – erst bei der Arbeitssuche erlangt es maßgebliche Bedeutung. Grundsätzlich geht es bei dem sprachlichen Integrationserfordernis darum, nicht nur über das Land, in das man einwanderte, über seine Leute und Institutionen differenzierte Informationen zu erhalten. Es geht vor allem auch darum, mögliche Formen des Zusammenlebens, des

Konsenses und Dissenses sprachlich erkunden zu können. Kurzum: Sprachkompetenz ist unerlässlich, sie ist eine Grundvoraussetzung des vielzitierten Dialogs, auch wenn dieser auf eine formale Ebene beschränkt bleibt und keine intimere Nähe angestrebt wird.

Kollektive Identität gibt es auf beiden Seiten, auch wenn diejenigen, die aus dem Ausland zu uns kommen, kein Kollektiv im äußerlichen Sinne bilden. Kollektive Identität ist ein Seelenzustand, eine Stimmungslage, eine religiöse und nationale Identitätsvorgabe, die jeden Einzelnen auch jenseits der Gemeinschaft in der Heimat prägt. Daher gilt es vor allem mit der schwächeren Seite, das sind zumeist die Gruppen der Migranten, der Zuwanderer, der Asylwerber, so umzugehen, dass deren Selbstachtung nicht verletzt wird.

Die Chance der neuen Heimat

Hier gilt es, besonders einfühlsam und dennoch bestimmt zu agieren. Wenn sich ein muslimischer Mann weigert, einer Lehrerin beim Elternsprechtag die Hand zu geben, ist das eine Sache, die man nicht unkommentiert hinnehmen sollte. Denn wir empfinden ein solches Verhalten als unhöflich und darüber hinaus als eine Bekundung der Minderwertigkeit der Frau. Man sollte einen solchen Mann auf seine negative Wirkung und unsympathische Ausstrahlung aufmerksam machen. Aber eine ganz andere Sache ist es, wenn man hierzulande gegen Bekleidungs-sitten und Verhaltensgewohnheiten behördlich vorgeht, also rechtliche Mittel einsetzt, welche bei den Betroffenen Widerwillen hervorrufen und die Neigung begünstigen, sich im Rahmen der eigenen Minderheit örtlich und sozial aggressiv abzuschotten.

Die Rolle des islamischen Kopftuchs ist umstritten, am feministischen Argument, damit werde die Unterdrückung der Frau öffentlich sichtbar gemacht, ist zweifellos etwas dran. Dennoch muss man sich, besorgt um ein gedeihliches Nebeneinander – es muss, wie gesagt, kein Miteinander im engeren Sinne des Wortes sein –, ernsthaft fragen, was Kopftuchverbote in Schulen und im öffentlichen Dienst bei denen, die davon direkt und indirekt betroffen sind, anrichten. Ist der Schaden, der durch solche angeblich integrativen Maßnahmen entsteht, nicht größer als der Nutzen, der dadurch gestiftet wird? Man muss bedenken, dass ein niedriger sozialer Status über die Einwanderergenerationen hinweg eine rabiante Besinnung auf die je eigene Tradition begünstigt. Gut möglich, dass derart das zarte Pflänzchen wechselseitiger Sympathie verdorrt. Die „neue Heimat“ wird von den Zugewanderten, mangels Wohlstandserringungschancen, schließlich nicht mehr als solche begriffen. Die Gefahr der Radikalisierung steigt dann rasch, zumal es wahrlich nicht an Hasspredigern und politisch-religiösen Scharfmachern im nahen Ausland fehlt.



Franz Konrad, Geschichtswäsche (Detail), 2016/19. © Konrad

Zu befürchten steht, dass die interkulturelle Reibung in Zukunft, mit dem Siegeszug des Rechtspopulismus, zunimmt. Es wäre ja nicht das erste Mal, dass für zentrale muslimische Riten ein Verbot gefordert wird, erinnert sei an die Diskussionen um das Schächten zur Gewinnung koscheren Fleisches oder die rituelle Beschneidung der männlichen Nachkommen. An das Beschneidungsthema rührt man im Augenblick bloß deshalb nicht, weil die Zirkumzision auch dem Judentum heilig ist, doch mit zunehmendem Antisemitismus in Europa kann sich die Lage rasch ändern. Dabei geht es den liberalen Stimmen keineswegs darum, das Schächten (das unser Tierschutzgesetz penibel regelt) oder das Entfernen der Vorhaut am Penis zu rechtfertigen. Vielmehr geht es darum, aufzuzeigen, dass Verbote in diesen rituellen Zentralbezirken des muslimischen und jüdischen Lebens nur scheinheilig unter das Stichwort „Integration“ subsumierbar sind. Im Gegenteil, solche Verbote bringen die Kulturen ohne Not gegeneinander auf. Diejenigen, die ihre geheiligten Rituale dennoch praktizieren, werden kriminalisiert, und um Sanktionen zu vermeiden, wird man sich aggressiv gegen die Mehrheitskultur abschotten.

Die Weisheit des Fremden

Wo also interkulturelle Reibungsflächen bestehen und thematisiert werden, dort sollte dies stets in einer Atmosphäre erfolgen, die diskurswillig und kompromissbereit ist. Diese Friedensregel gilt freilich nur, solange man es nicht mit

Fanatikern zu tun hat, die mit Gewalt und Terror sympathisieren. Es ist hingegen wichtig, den fried samen Immigranten und Immigrantinnen zu bedeuten, dass sie sich in einer Gemeinschaft befinden, deren liberaldemokratisches Credo das Fremde grundsätzlich als Bereicherung zu schätzen weiß. Wenn dieser Punkt außer Frage steht, dann erst wird sich in einer sozusagen ökumenischen Atmosphäre über notwendige Anpassungen reden lassen.

Gedeihlich für das reibungslose Zusammenleben wäre es jedenfalls, wenn wir jenen, die von außen zu uns kommen, erkennbar machen, dass nicht nur sie sich an uns anzupassen haben, sondern auch wir von ihnen lernen können – von ihrer Weisheit und Lebensklugheit, die sie noch unter elenden, ja grausamen Verhältnissen hoffen lassen, ihrer Existenz eine Wendung zum Guten zu geben.

Peter Strasser, geb. 1950 in Graz, lehrte und forschte am Institut für Rechtsphilosophie, Rechtssoziologie und Rechtsinformatik an der Karl-Franzens-Universität Graz. Seit 2015 befindet er sich im Ruhestand. Strasser ist weiterhin im philosophischen Lehr- und Publikationsbetrieb tätig, darüber hinaus schreibt er regelmäßig für in- und ausländische Zeitungen und Journale. 2014 erhielt er den Österreichischen Staatspreis für Kulturpublizistik.



Foto: Vretscher

„Es gibt doch so viele Möglichkeiten, etwas zu tun!“

Alois Kölbl im Gespräch mit Franz Konrad

Mit seiner Ausstellung in der QL-Galerie reagiert der Künstler Franz Konrad direkt auf das Quartier Leech-Jahresthema „Heiße Zeit“. Sie wird den Galerieraum in der Leechgasse mit der Kunst-Kirche St. Andrä verbinden, wo Konrad die historischen Kreuzweg-Bilder mit Imaginationen aus dem Heute weiterschreibt. In seinem letzten Projekt „Colombia Paper“ befasste er sich mit den postkolonialen Verwerfungen in Kolumbien, mit Bürgerkrieg, Ausbeutung ehemals paradiesischer Natur und Drogenkriminalität. Bilder beider Werkserien finden sich in diesem Heft. Alois Kölbl hat mit ihm über sein Ausstellungsprojekt und das Thema dieser Ausgabe gesprochen.



Foto: KHG

Unser Heft trägt den Titel „Reibung“, zeitgenössischer Kunst kommt in unserer Gesellschaft immer wieder die Rolle eines Reibebaums zu. Wie siehst du das?

Na ja, ein Skandal kann gut fürs Geschäft sein, Galeristen liebäugeln manchmal damit. Aber das ist nicht mein Ansatz. Ich glaube, dass die Bilder die Energie abgeben, die man in sie hineingibt, so ziehen

sie die Betrachter/innen in ihren Bann. Das funktioniert noch immer am besten. Mit künstlicher Aufmerksamkeit etwas erreichen zu wollen, finde ich geradezu peinlich und bringt langfristig nichts. Für mich ist die Kunst keine Aufregung wert, sondern alles andere – vor allem das vermeintlich normale Leben. Wie kann man sich darüber nicht aufregen? Es ist doch total offensichtlich, dass an unserem

Konsumverhalten schon lange nichts mehr normal ist und dennoch ist es legal, diesem Raubbau an Mensch und Natur nachzugehen, und Politiker/innen wagen sich auf die Bühne und finden da noch besänftigende Worte.

Du beschäftigst dich immer wieder mit einem Themenfeld, das in der medialen und gesellschaftlichen Aufmerksamkeit

in den letzten Monaten sehr ins Zentrum gerückt ist: Ökologie und Umweltzerstörung. Kann Kunst etwas verändern?

Ökologie ist für mich so etwas wie ein künstlerisches Urthema. Das war auch der Grund, warum ich aus der Architektur ausgestiegen bin und mich ganz der Kunst zugewandt habe. Für mich ist es

wird sofort von Wirtschaftsbossen als nicht machbar abgeschmettert und keiner traut sich aufzustehen und diesen Bossen mal vorzuschlagen, ein Vorbild zu sein, und zwar global! Ich wollte immer in einem Land der Vorbilder leben, in einem Land, das etwas als erstes umsetzt, als erstes ins Ziel kommt ... nicht nur beim Schifahren.

Kreuzigung Jesu sehe, denke ich mir, es gibt das Kreuz immer noch überall, bloß die Form hat sich verändert.

Was waren die Themen?

Leid, Erniedrigung, Selbstaufgabe waren die Themen, die ich in der aktuellen Weltpolitik gesucht und gefunden



Alois Kölbl (l.) im Gespräch mit Franz Konrad. Foto: KHG

das Zukunftsthema schlechthin, wenn wir damit nicht zurande kommen, sind wir Menschen dem Untergang geweiht! Deswegen kommt dieses Thema in meinen Bildern fast immer in irgendeiner Weise vor. Und: Ich bin mir sicher, dass Kunst etwas verändern kann! Meine Bilder zielen nicht auf unmittelbare Auswirkungen im gesellschaftspolitischen Handeln, aber darauf, dass eine Gruppe von Menschen nachdenklich wird. Seit Greta Thunberg ist das Thema Klimawandel zwar ständig präsent, aber konkrete Aufforderungen zum Handeln an konkrete Personengruppen bleiben völlig aus. Jede kleinste CO2-Selbstbeschränkungsidee

Für die Ausstellung „Tschick und Politik“ in der Kirche St. Andrä in Graz wurdest du vor drei Jahren vom damaligen Pfarrer Hermann Glettler zur Gestaltung eines Wandbildes eingeladen und hast brisante Themen in den Sakralraum gebracht ...

Ich habe mich damals stark mit politischen Themen auseinandergesetzt. Es ist ein Wandbild in der Kirche entstanden mit dem Titel „Geschichtswäsche“. Mir ging es darum, das Weltgeschehen in die Kirche zu bringen, das reale Leben mit den Kreuzwegbildern an der Wand zu verknüpfen. Wenn ich diese Szenen der

habe. Die habe ich dann zwischen die Kreuzwegstationen gezeichnet. Grausamkeiten auf dem afrikanischen Kontinent, wie etwa die Ereignisse in Ruanda oder in Südamerika, in Nicaragua oder in Kolumbien, aber auch Flüchtlinge, die eine Kirche besetzen, ein damals in Österreich aktuelles Thema. Aber ich bilde nicht einfach nur das Weltgeschehen ab, die Szenen bleiben offen, sollen zum Nachdenken anregen. Da gibt es etwa ein Flugzeug, das Schachteln mit Kreuzen abwirft, man denkt zunächst an Hilfsgüter, es könnten aber auch Särge sein, oder eine Szene, bei der man an Devotionalienhandel denken könnte.

Es handelt sich aber um Drogenverkauf. Mir ist das Changieren von Bedeutungsebenen wichtig und die Offenheit für verschiedene Interpretationen. Und es ging mir auch um so etwas wie einen Perspektivenwechsel, eine Blickumkehr: Ich wollte nicht den Blick auf das Kreuz, sondern letzteren vom Kreuz her auf das Umfeld lenken, auf das, was in den nach einem bestimmten Schema gestalteten Kreuzwegbildern nicht dargestellt ist.

Die Kreuzwegbilder in St. Andrä folgen dem Bildschema, das Joseph Führich in der Mitte des 19. Jahrhunderts geschaffen hat. Weil von diesem Kreuzweg auch Kupferstiche angefertigt wurden, fand er sehr große Verbreitung und existiert in unzähligen, mehr oder weniger freien Kopien. Er ist sozusagen Teil eines kollektiven katholischen Bildgedächtnisses. Dem fügst du nun eine sehr subjektive Bildwelt hinzu ...

Die stereotype Bildsprache des Kreuzweges hatte zunächst für mich als Künstler etwas Lähmendes. Ich hatte ja damit begonnen, bei konkreten Bildelementen des Kreuzweges anzusetzen, bei den Farben und verschiedenen Bildelementen und diese in meiner Bildsprache weiterzuentwickeln. Das habe ich dann aber sehr rasch verworfen und beim Thema und nicht bei der formalen Gestaltung angesetzt. Trotzdem ist mediale Vermittlung ein ganz wesentlicher Teil meiner Bilder. Es geht mir um die Rolle, die Medien für die Wahrnehmung und Interpretation der Welt spielen. Da sieht man etwa den „Embedded Journalist“, der im Krieg mit seiner Kamera dranbleibt und die Betrachter/innen möglichst nahe an das grausame Geschehen heranführt. Wie ja auch der Kreuzweg Leid inszeniert und Leid, Schmerz und Gewalt ganz nahe kommen lässt. Das kombiniere ich mit tagespolitisch aktuellen Themen wie etwa den Flüchtlingen in der Kirche, oder zufällig aufgeschnappten Zeitungsmeldungen wie etwa die einer Airbnb-Übernachtungsmöglichkeit in einer Kirche: für mich eine Grenzüberschreitung, die die Frage aufwirft, wie weit man Kirche kommerzialisieren kann. Doch selbst hier überlasse ich die Interpretation den Betrachter/innen.

Man sieht da auch eine Darstellung des Papstes ...

Das bezieht sich auf ein Treffen von Papst Franziskus mit dem iranischen Präsidenten Rohani. Das war für mich eine große Friedensgeste, dieser religionsübergreifende Versuch der Kommunikation. Ich habe auch die bei dem Treffen erfolgte Verhüllung nackter Statuen in den vatikanischen Museen dargestellt. Das war damals sehr umstritten, aber echter Dialog braucht eben Respekt.

Die Arbeit ist im Rahmen des Ausstellungsprojektes unvollendet geblieben. Du bist gerade dabei die Bilderserie weiterzuentwickeln. Was ist zu erwarten?

Ich werde noch weitere Motive hinzufügen, etwa den Brand von Notre Dame, das ist für mich ein absolut epochales Ereignis, auch bezüglich der Bildsprache.

Der Dachreiter über der Vierung von Notre Dame, der ja erst im 19. Jahrhundert entstanden ist, hatte beim Brand so etwas wie seinen ultimativen, großen Auftritt: ein Jahrhundertbild. Was ist für dich als Künstler das Herausfordernde an diesem Bild, das sich über die Medien vermittelt buchstäblich in tausende Köpfe eingebrannt hat?

Das war ein unglaublich starkes Bild, die Flammen und das Fallen des Turmes. Das Bild einer Katastrophe, das eine ganz eigenartige Schönheit hatte und zugleich natürlich ein Katastrophenbild war, das einen Nachdenkprozess in Gang gesetzt hat. Das fasziniert mich, ich hoffe, es gut in meine Bildwelt übersetzen zu können. Spannend finde ich aber noch etwas anderes: Sofort nach dem Brand wurde eine Spendenaktion gestartet, reiche Menschen und Organisationen meldeten sich mit Millionenspenden. Es ging da sicherlich auch um Medienpräsenz und mediale Inszenierung, sonst hätte man ebenso anonym spenden können. Das interessiert mich als Künstler: Wie sehr kann oder darf man eine Katastrophe nutzen, um sich selber in den Vordergrund zu spielen? Deswegen möchte ich

aus der Wolke der brennenden Notre Dame auch verschiedene Markenzeichen schweben lassen.

Die Ausstellung, an der du gerade arbeitest, hat mit den Bildern der brennenden Kirche zu tun. Du möchtest dafür auch den Priestersitz im Presbyterium der Kirche künstlerisch bearbeiten. Was hast du vor?

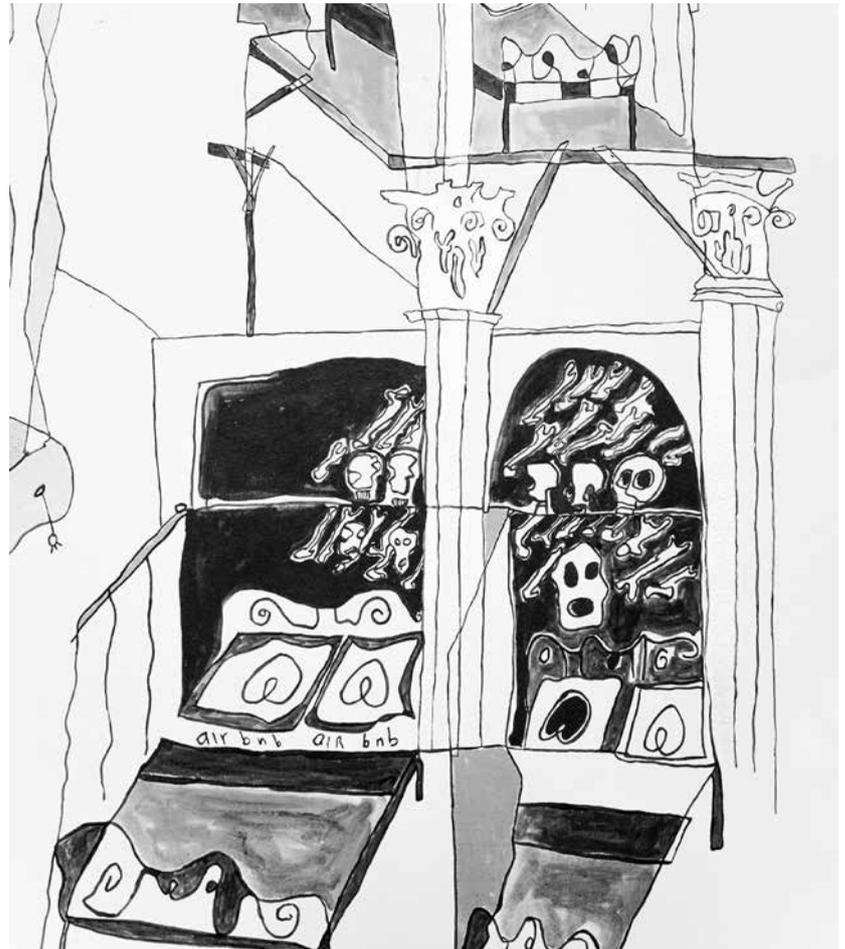
Ich werde den historischen, barocken Vorstehersitz mit einem Feuerwehrschauch tapezieren, so dass sich die einzelnen Stühle mit der für die Feuerwehrschräuche typischen Storz-Kupplung miteinander verbinden lassen. So kann eine Art „Löschkette“ entstehen. In der Gruppe kann man viele Dinge besser machen als alleine. Nicht nur bei einem Kirchenbrand, sondern überall, wo es brennt bzw. es große Probleme zu lösen gilt, kann man nur gemeinsam vorgehen. Auch und gerade bei allen Umweltschutzbemühungen geht es genau darum. Mir scheint, als wäre es an der Zeit, unbequeme Fakten etwas genauer zu besprechen. Fakten und Zahlen und weniger allgemeingültiges Geschreibe, das fehlt mir in den Tageszeitungen. Nicht nur der Klimawandel, sondern auch die soziale Frage unserer globalisierten Produktionsabläufe. Wir haben unsere Sklavinnen und Sklaven weit weg geschafft, sodass sie hier nicht sichtbar sind. Stellen wir uns vor, es verblieben nur die Waren in den Auslagen der Geschäfte, die wir hier in Österreich herstellen. Wir würden in gähnend leere Schaufenster blicken!

Aber man hört immer wieder, dass all diese Bemühungen zu spät kommen.

Nein, es ist überhaupt nicht zu spät. Ich freue mich sehr über die derzeitige Bewegung der „Fridays for Future“. Und ich ärgere mich, wenn gesagt wird, dass man da nichts machen könnte. Es gibt doch so viele Möglichkeiten etwas zu tun. Es bedarf auch einer neuen Bescheidenheit in unserer Generation. Mein künstlerischer Beitrag dazu ist es, dieses Narrativ, das mich nicht loslässt, immer wieder mit meinen Bildern einzubringen.

Wenn sich EU-Recht und innerstaatliche Autonomie der Kirchen aneinander reiben

Von Hubert Isak



Franz Konrad, Geschichtswäsche (Detail), 2016/19. © Konrad

Der Beitrag setzt sich anhand dreier Entscheidungen des Gerichtshofs der Europäischen Union zum innerkirchlichen Arbeitsrecht bzw. zur gesetzlichen Karfreitagsregelung in Österreich mit juristischen Reibungsflächen auseinander. Diese entstehen dadurch, dass selbst dort, wo das Unionsrecht die Zuständigkeit der Mitgliedstaaten anerkennt, es aufgrund anderen Unionsrechts zu Konflikten kommen kann. Damit stellt sich die Grundsatzfrage, ob – als Folge der Dynamik des Integrationsprozesses – die Mitgliedstaaten sich damit abfinden müssen, dass es

keine dauerhaft gültige Kompetenzabgrenzung zwischen Union und Mitgliedstaaten geben kann. Dies wird dort als besonders problematisch empfunden, wo die kulturelle Identität eines Staates betroffen ist.

Im „Mission Letter“ der (designierten) neuen EU-Kommissionspräsidentin Ursula von der Leyen an die (designierte) Vizepräsidentin für „Werte und Transparenz“, Věra Jourová, wird letztere ausdrücklich damit beauftragt, den Dialog der Kommission mit den „Kirchen und den

religiösen Vereinigungen und Gemeinschaften“ zu führen. Dabei fällt auf, dass von der Leyen ausdrücklich Bezug auf die religiösen Gemeinschaften nimmt, obwohl gemäß Art. 17 Abs. 3 des Vertrags über die Arbeitsweise der EU (AEUV) die Union einen „offenen, transparenten und regelmäßigen Dialog“ ganz generell mit „diesen Kirchen und Gemeinschaften“ pflegen soll. Durch Art. 17 Abs. 1 AEUV wird die Union verpflichtet, den „Status, den diese Kirchen und religiösen Vereinigungen oder Gemeinschaften in den *Mitgliedstaaten* genießen“, zu achten. An der Mission Letter-Formulierung ist bemerkenswert, dass gerade das religiöse Segment der Zivilgesellschaft im Auftrag des für *Werte* zuständigen Mitglieds der neuen Kommission explizit Eingang gefunden hat; und dies in einer Union, deren Gesellschaft durch fortschreitende Säkularisierung gekennzeichnet ist und in der Kirchen von vielen Unionsbürger/innen kaum (mehr) als verlässlicher Wertekompass wahrgenommen werden!

Selbst eine bewusste „Schutzklausel“ wie Art. 17 Abs. 1 AEUV, die eine vom Unionsrecht unbeeinträchtigte Existenz dieser Kirchen und Gemeinschaften nach dem Recht des jeweiligen Mitgliedstaats und auch deren interne Organisationshoheit sicherstellen soll, vermag allerdings nicht zu verhindern, dass sich die beiden Sphären immer wieder aneinander reiben. Juristisch gesprochen kommt es hier also zu konkurrierenden Jurisdiktionsansprüchen. Dies soll weiter unten anhand einiger exemplarischer Fälle, die vom Gerichtshof der Europäischen Union zu entscheiden waren, illustriert werden. Andere durch das Individuum generierbare Reibungsflächen, wie die durch Art. 10 Abs. 2 der EU-Grundrechte-Charta garantierte Ausübung der Religionsfreiheit – hier spielt etwa die „Kopftuch-Debatte“ hinein –, werden in diesem Beitrag nicht näher behandelt.

Einmischung der EU?

Solche Reibungsflächen ergeben sich grundsätzlich und geradezu zwangsläufig schon auf einer rein rechtlichen Ebene deshalb, weil die Abgrenzung der Kompetenzen zwischen der Union und ihren Mitgliedstaaten keineswegs immer klar ist. Der seinem Wesen nach dynamische Integrationsprozess hat wie in einem Schneeballeffekt zur Konsequenz, dass immer weitere Bereiche bisher unbestritten mitgliedstaatlicher Angelegenheiten in den Integrationsprozess geraten. Dieses Reibungspotential erweist sich dann als ein Konfliktpotential, wenn es sich nicht bloß um die Abgrenzung von Regelungshoheit, sondern um grundsätzliche Organisationsfragen des Staates (Verfassungsidentität), politische Empfindlichkeiten (innere Sicherheit, Migration) und/oder gesellschaftliche Grundhaltungen oder Traditionen handelt. Letztere sind trotz der oben erwähnten Tendenzen nach wie vor auch kulturgeschichtlicher oder eben religiöser Natur. Die „Einmischung“ der Union wird noch toleriert, wenn es etwa darum geht, dass

Kirchen oder Klöster sich auch wirtschaftlich betätigen (Forste bewirtschaften, Liköre oder Käse produzieren und vermarkten, touristische Dienstleistungen anbieten, Bildungshäuser betreiben usw): Als gewöhnliche „Teilnehmer am Wirtschaftsleben“ unterliegen sie den für alle geltenden Grundfreiheiten (insbesondere Arbeitnehmerfreizügigkeit und Dienstleistungsfreiheit), den Wettbewerbsregeln und dem Beihilfenverbot.

Kritisch aber wird es, wenn der durch Art. 17 AEUV garantierte Status der Kirchen und Religionsgemeinschaften dadurch in Frage gestellt scheint, weil eben derselbe Status mit dem Antidiskriminierungsrecht der EU kollidiert. Mit drei Fällen wird dies in aller Kürze skizziert: Zwei davon (Rechtssache *Egenberger* und Rechtssache *IR*, beide 2018) hatten das sogenannte „innerkirchliche Arbeitsrecht“ in Deutschland zum Gegenstand. Der Fall *Cresco* hingegen betraf die im österreichischen Arbeitsrecht enthaltene sogenannte „Karfreitags-Regelung“ und hat im Land zu einer durchaus intensiven, auch hitzigen öffentlichen Debatte geführt.

Kirchenethos versus Arbeitsplatzanforderung

Frau Egenberger, die keiner Konfession angehört, hatte sich auf eine vom Evangelischen Werk für Diakonie und Entwicklung (Deutschland) ausgeschriebene, befristete Referentenstelle für ein Projekt, das die Erstellung eines Berichts zum Internationalen Übereinkommen der Vereinten Nationen zur Beseitigung jeder Form von rassistischer Diskriminierung zum Gegenstand hatte, beworben. Nach der Stellenausschreibung mussten die Bewerber Mitglied einer evangelischen oder der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland angehörender Kirche sein. Frau Egenberger wurde nicht zu einem Vorstellungsgespräch eingeladen. Sie klagte auf Schadenersatz wegen Benachteiligung aus Gründen der Religion.

Der Europäische Gerichtshof (EuGH) nahm eine Abwägung zwischen dem Recht auf Autonomie der Kirchen und dem Recht der Arbeitnehmer, insbesondere bei der Einstellung nicht wegen ihrer Religion oder Weltanschauung diskriminiert zu werden, vor. Zu prüfen sei, so der EuGH, ob für die Begründung der Ablehnung der Bewerbung die Religion nach der Art der betreffenden Tätigkeiten „eine wesentliche, rechtmäßige und gerechtfertigte berufliche Anforderung angesichts des Ethos dieser Kirche“ darstelle. Dieses Erfordernis müsse notwendig, objektiv geboten und angemessen sein. Der geforderte Zusammenhang zwischen Anforderung und konkreter Tätigkeit könne sich zum Beispiel aus der Mitwirkung beim Verkündigungsauftrag oder in der Sicherstellung einer glaubwürdigen Vertretung nach außen ergeben. Das deutsche Bundesarbeitsgericht (BAG), das

diese Frage dem EuGH zur Vorabentscheidung vorgelegt hatte, hat dem Klagebegehren der Frau Egenberger teilweise stattgegeben und ihr eine Entschädigung in der Höhe von 3.915 € wegen Benachteiligung aus Gründen der Religion zugesprochen.

In *IR* war der Chefarzt eines Krankenhauses wegen der in einer erneuten Eheschließung gesehenen Verletzung der gegenüber dem katholischen Krankenhausträger als Arbeitgeber gebotenen Loyalitätspflicht gekündigt worden. Der EuGH sah jedoch, ganz im Sinne von *Egenberger*, das Erfordernis, den heiligen und unauflösbaren Charakter der Ehe nach dem Verständnis der katholischen Kirche zu beachten, nicht als „wesentliche, rechtmäßige und gerechtfertigte berufliche Anforderung“ an. Der Betroffene klagte gegen die Kündigung, weil damit der Gleichbehandlungsgrundsatz verletzt werde, da die Wiederheirat eines evangelischen oder konfessionslosen Chefarztes keine Folgen für dessen Arbeitsverhältnis mit *IR* gehabt hätte. Der EuGH entschied, dass die Beratung und medizinische Pflege in einem Krankenhaus und Leitung der Abteilung „Innere Medizin“ als Chefarzt für die Bekundung des Ethos von *IR* nicht notwendig erscheine. Es würden ja auch ähnliche Stellen Beschäftigten anvertraut, die nicht katholischer Konfession seien. Das dem EuGH folgende BAG sah in seiner endgültigen Entscheidung in der Wiederverheiratung keine Verletzung der Loyalitätspflicht und die Kündigung somit als unmittelbare Benachteiligung aus Gründen der Religionszugehörigkeit, für die es keine Rechtfertigung gebe.

Die österreichische Karfreitagsdebatte

In *Cresco* schließlich stellte der EuGH fest, dass die gesetzlich geregelte Gewährung eines bezahlten Feiertags am Karfreitag in Österreich allein für diejenigen Arbeitnehmer/innen, die bestimmten Kirchen angehören (nämlich die Angehörigen der evangelischen Kirchen des Augsburger und des Helvetischen Bekenntnisses, der Altkatholischen Kirche und der Evangelisch-methodistischen Kirche), eine unionsrechtlich verbotene Diskriminierung wegen der Religion darstellt. Arbeitet ein Angehöriger einer dieser Kirchen am Karfreitag, hat er Anspruch auf ein zusätzliches Feiertagsentgelt. Der Kläger, der keiner dieser Kirchen angehörte und dem die Zahlung des Feiertagsentgelts daher vorenthalten worden war, sah darin eine unzulässige Diskriminierung.

Der EuGH stellte eine unmittelbare Diskriminierung aus Gründen der Religion fest. Dafür ist im EU-Diskriminierungsrecht eine Rechtfertigung aus zwei Gründen vorgesehen: Die diskriminierende Maßnahme kann zulässig sein, wenn sie zur Wahrung der Rechte und Freiheiten anderer notwendig ist; oder sie kann als spezifische Maßnahme zum Ausgleich von Benachteiligungen wegen der Religion gerechtfertigt sein. Ersteres hat der

EuGH verneint, weil zwar mit dem Feiertag der besonderen Bedeutung Rechnung getragen werde, die die mit diesem Tag verbundenen religiösen Feierlichkeiten für die Angehörigen dieser Kirchen haben. Allerdings kann nach Ansicht des Gerichtshofs von der in Rede stehenden Regelung nicht angenommen werden, dass sie zum Schutz der Religionsfreiheit notwendig ist. Arbeitnehmer, die anderen Kirchen angehörten, sind für die Ausübung der Religionsfreiheit durch Teilnahme an religiösen Riten darauf angewiesen, dass ihnen der Arbeitgeber im Rahmen seiner Fürsorgepflicht gestattet, sich dafür von der Arbeit zu entfernen. Hinsichtlich der zweiten möglichen Rechtfertigung hat der EuGH in der österreichischen Regelung auch keine spezifische Maßnahme erkannt, mit der eine Benachteiligung wegen der Religion unter Beachtung des Grundsatzes der Verhältnismäßigkeit und so weit wie möglich des Gleichheitsgrundsatzes ausgeglichen würde. Die Entscheidung des EuGH führte in Österreich zu einer überhasteten, wenig geglückten Neuregelung, die in ihrer derzeitigen Form kaum Bestand haben dürfte.

Reibung ist unvermeidbar

Gleich, wie man zu den genannten Entscheidungen stehen mag: Sie sind Ausdruck wohl unvermeidlicher Reibungsflächen zwischen Union und Mitgliedstaaten beziehungsweise dem jeweiligen Recht. Die juristische Subsumtion *lege artis* führt zwar zu formal korrekten Entscheidungen und dem EuGH kommt das Verdienst zu, die Grenzen der durch Ausnahmeregelungen gerechtfertigten unterschiedlichen Behandlungen präzise herausgearbeitet zu haben. Das diesen Fällen zugrundeliegende Konfliktpotential wird dadurch aber nicht wirklich entschärft. Derartige Fragen könnten ein Thema des eingangs erwähnten Dialogs der Unionsorgane mit den Kirchen sein. Sie könnten auch den EU-Gesetzgeber unterstützen, wenn es darum geht, durch behutsames Nachjustieren sicherzustellen, dass einerseits dem Unionsrecht in vollem Umfang Rechnung getragen wird, zum anderen aber durch die Verträge explizit geschaffene „Schutzräume“ für Kirchen und Gemeinschaften wie Art. 17 AEUV nicht zunehmend als wirkungslos empfunden werden.

Hubert Isak,
stv. Leiter des Instituts für Europarecht an der KFUG; 1990 Mitbegründer des Instituts für Europarecht; 1995 erster an einer Rechtswissenschaftlichen Fakultät in Österreich ernannter *Jean Monnet-Professor für Europäisches Gemeinschaftsrecht und Recht der Europäischen Union*; 1996 Verleihung der Lehrbefugnis für Völkerrecht und Europarecht.



Foto: Uni Graz

Barrierenfrei

Markus Wilfling

BARRIEREN
UMSCHLIESSEN
SICH
SELBST
ZERFALLEN
IN
IHRE
BESTANDTEILE
UND
DER
ATEM
DER
WELT
BREITET
SICH
AUS
SEIN
HAUCH
LÄSST
MAUERN
ZERSTREUEN
UND
IHRE
ERBAUER
VERSCHWINDEN
IM
SCHLAF
DER
ZEIT

Markus Wilfling.

geb. 1966 in Innsbruck, Studium der Bildhauerei bei Bruno Gironcoli an der Akademie der Bildenden Künste in Wien. Mitbegründer vom „Schaumbad, freies Atelierhaus Graz“. Lebt und arbeitet in Graz, seit 1989 zahlreiche Ausstellungen und Preise, u. a. den Kunstpreis der Diözese Graz-Seckau für Zeitgenössische Bildende Kunst (2003), mehrere künstlerische Interventionen rund um die Leechkirche sowie im PARADISE L.

BARRIERENFREI

Sukzessive wurden in den letzten Jahren die Grundstücke um die Universitätskirche Maria am Leech in öffentlich zugänglichen, urbanen Raum umgestaltet. Dies geschah vor allem durch subversive Kunst-Interventionen. Am Beginn der Reihe setzte der Künstler Markus Wilfling eine produktive Reibungsfläche: Im Garten bei der Leechkirche hatte er ein Plakat postiert, das dort den Bau von zwei monumentalen Glastürmen mit Wohn-, Büro- und Geschäftsflächen suggerierte, darunter fand sich eine Telefonnummer, unter der man Informationen einholen konnte. Ein Anrufbeantworter zeichnete die Gespräche auf. Es gab überraschender Weise nicht nur Protest-Anrufe, sondern es wurde auch Interesse an Wohn- und Büroflächen bekundet. Fragte Wilfling damals ironisch nach dem Mehrwert von Freiflächen im Stadtraum und der Qualität des letzten freien Blickes auf die ansonsten von allen Seiten umbaute Leechkirche, so öffnet er nun mit seiner Kunstaktion BARRIERENFREI an der Grundstücksgrenze zur Zinzendorfsgasse permanent die bis dahin nur im Rahmen einer befristeten Aktion frei zugängliche Fläche. Die Text-Installation am Boden wird verschwinden, bleiben wird der barrierefreie Zugang.

Foto: Riegler



Waldbrände und Reibebäume

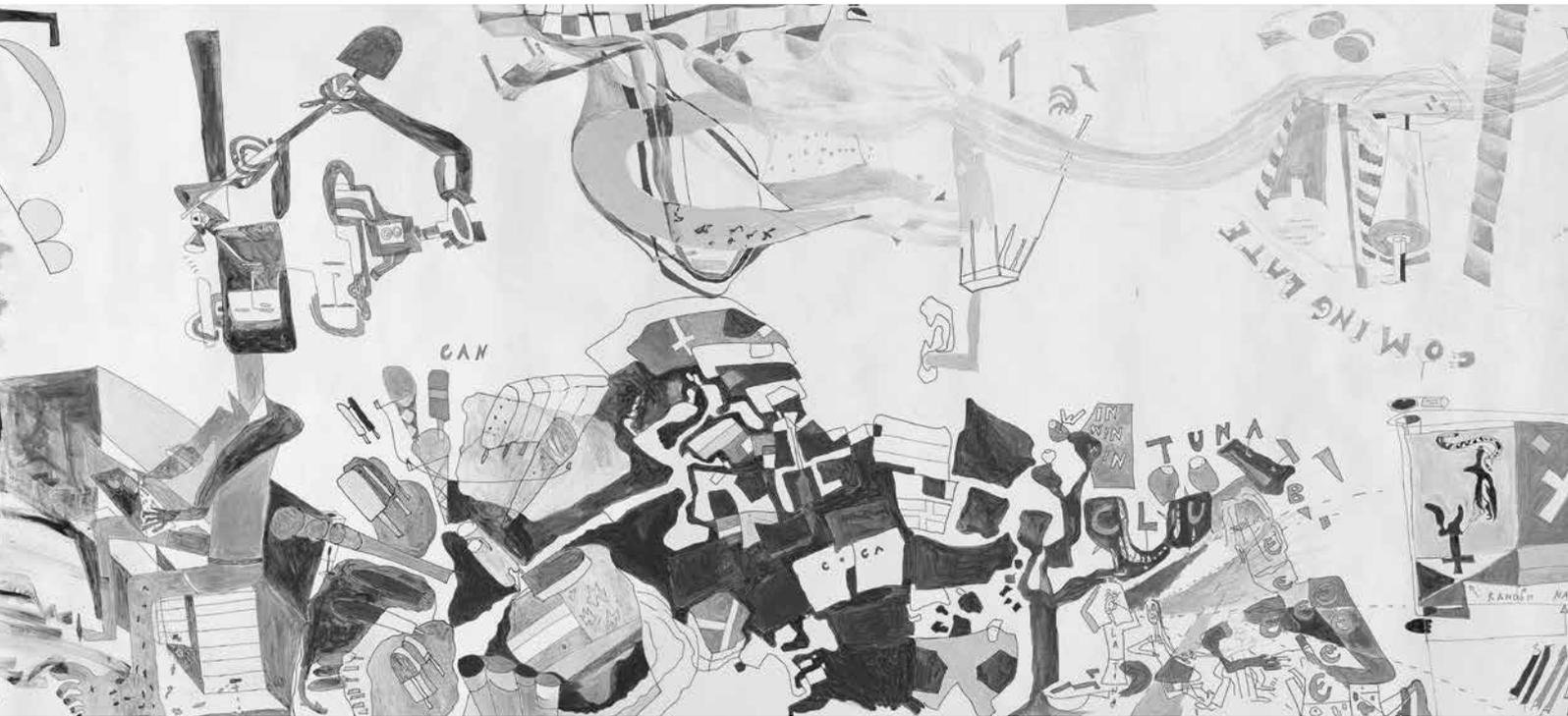
Die Amazonas-Synode in Rom
Von Anton Tauschmann



Die Bilder des brennenden Regenwaldes gingen im Sommer 2019 um die Welt und sorgten für Besorgnis um den Erhalt dieses für das Weltklima so bedeutenden Ökosystems. Vor kurzem fand in Rom die sogenannte Amazonas-Synode statt, bei der rund 185 Bischöfe, Expertinnen und Experten sowie VertreterInnen der indigenen Bevölkerung über seelsorgliche Fragen in der Region des Amazonasgebiets berieten. Es sind Fragen, die – auf den ersten Blick – für Reibungspunkte und Zündstoff sorgen: Ökologie, Zölibat, die Rolle der Frau in der Kirche. Oder ist alles gar nicht so dramatisch?

„Indigene existierten im rechtlichen Sinne lange gar nicht. [...] Wir als Kirche haben uns damals dafür stark gemacht, dass die Indigenen ein Recht auf ihre Sprache und ihre Kultur haben.“ So berichtet Altbischof Erwin Kräutler in der österreichischen Tageszeitung *Der Standard* über seine pastorale Tätigkeit im brasilianischen

Amazonas-Gebiet Brasiliens. 34 Jahre lang war Kräutler Bischof und Prälat von Xingu, der flächenmäßig größten Diözese Brasiliens. Blicken wir kurz auf ein paar Fakten: Viele der Einwohner/innen des Landes zählen zu den sogenannten indigenen Völkern. Rund 900.000 Menschen in Brasilien leben in etwas mehr als 300 indigenen Volksgruppen. 690 Gebiete definierte die brasilianische Regierung als indigene Territorien, wobei fast alle ausschließlich im Amazonas-Gebiet lokalisiert sind. Lange lebten sie in Brasilien als Menschen dritter Klasse: So wurde die indigene Bevölkerung durch die Einschleppung von Krankheiten aus Europa, durch Sklaverei und Ausbeutung durch die Kolonialmächte bis in die 1950er-Jahre auf lediglich 100.000 Menschen dezimiert, sodass der brasilianische Anthropologe und Senator Darcy Ribeiro davon ausging, dass indigene Völker bis 1980 ausgestorben sein würden. Für Aufsehen sorgte der Staatsanwalt Jader Figueiredo, der 1967 einen



Franz Konrad, Colombia Paper (Detail), 2018. © Konrad

ausführlichen Bericht über tausende Gewalttaten gegenüber den indigenen Völkern in Brasilien veröffentlichte. Mit Ende der Militärdiktatur in den 1980er-Jahren und einer neuen Verfassung, welche die rechtliche Situation der indigenen Bevölkerung deutlich verbesserte, schien sich viel in eine gute Richtung zu entwickeln.

Wunsch und Wirklichkeit

Freilich blieb dies eher ein Wunschgedanke: Noch immer unterliegen indigene Völker großen Repressalien, eine Entwicklung, die mit der Wahl Jair Bolsonaro zum brasilianischen Präsidenten nicht unbedingt eingedämmt wurde. So häufen sich gewaltsame Übergriffe auf Personen oder Angriffe auf indigene Einrichtungen. Auch die Indigene Schutzbehörde FUNAI wurde während Bolsonaros Präsidentschaft entscheidend geschwächt. Dies soll wiederum dazu führen, dass externe Geldgeber

das Amazonas-Gebiet für sich entdecken und dementsprechend ausbeuten. Das gravierendste Problem besteht jedoch in der illegalen Landnahme von Regenwaldflächen im Amazonasgebiet. So berichtet Amnesty International, dass die Abholzung laut der NGO Imazon in den ersten drei Monaten des Jahres 2019 um 82% gegenüber dem Vergleichszeitraum des Vorjahres zugenommen hat. Entwicklungen, die auch gravierende Auswirkungen auf das weltweite Klima mit sich ziehen.

Der Amazonas und das globale Klima

Insgesamt meldete das brasilianische Weltrauminstitut INPE heuer die unglaubliche Zahl von 72.000 Bränden im Amazonas-Regenwald. Zwar sind Brände im Ökosystem nichts Unnatürliches und sorgen im kleinen Rahmen auch für Freiflächen und eine Verjüngung des Waldes, doch trägt diese hohe Zahl an Bränden eine menschliche

Handschrift. Folglich gelangen dadurch große Mengen an Kohlendioxid in die Atmosphäre, während ansonsten große Mengen an CO₂ im Regenwald gespeichert sind. Schätzungen zufolge sind 90 bis 140 Milliarden Tonnen Kohlenstoff im Regenwald des Amazonasbeckens gebunden. Würde die Hälfte davon verschwinden, gelängen laut dem Journalisten Kai Stoppel etwa 150 Milliarden Tonnen CO₂-Äquivalente in die Atmosphäre, was etwa das Vierfache des derzeitigen CO₂-Ausstosses der gesamten Menschheit pro Jahr ausmacht. Dass Entwicklungen wie diese für den gesamten Planeten alarmierend sind, ist auch eines von vielen Themen, die im Rahmen der dreiwöchigen Amazonas-Synode in Rom behandelt wurden.

Der Amazonas und die Seelsorge

Im Oktober 2019 lud Papst Franziskus zu dieser Synode, die er unter das Motto: „Neue Wege für die Kirche und für eine ganzheitliche Ökologie“ stellte, ein. Die theologische Grundlage dafür legte er bereits in seiner Enzyklika *Laudato si'*, die der Papst „der Sorge für das gemeinsame Haus“ widmete. Dort betont Franziskus den Zusammenhang ökologischer und menschlicher Entwicklungen: „Die menschliche Umwelt und die natürliche Umwelt verschlechtern sich gemeinsam, und wir werden die Umweltzerstörung nicht sachgemäß angehen können, wenn wir nicht auf Ursachen achten, die mit dem Niedergang auf menschlicher und sozialer Ebene zusammenhängen.“ (LS 48) Die im Titel genannten „neuen Wege“ gelten jedoch nicht nur für die Themen, sondern vor allem auch für die Arbeitsweise der Synode, wie Altbischof Kräutler im *Standard* betont: „Sie hat eine ganz neue Ausrichtung nach dem Prinzip Sehen – Urteilen – Handeln. Zuerst wurden die Leute gefragt. Es ist keine Analyse von Wissenschaftlern, sondern der Papst wollte, dass die Leute reden.“

Geredet wird allen voran über die pastorale Situation in den Amazonas-Gebieten – eine Situation, die sich gänzlich anders darstellt als jene in Mitteleuropa. Während etwa in der Diözese Graz-Seckau 1964 Katholikinnen und Katholiken auf einen Priester kommen, liegt laut Wikipedia der Wert im Amazonas mit 11.200 Gläubigen pro Priester ungleich höher! Dies hat natürlich große Auswirkungen auf das kirchliche Leben vor Ort und wirft Fragen bezüglich der Präsenz von Priestern in den Gemeinden auf, wie Altbischof Kräutler in einem im Oktober 2019 gegebenen Interview im *Rupertusblatt* anmerkt: „Wie können wir den Menschen in den entlegenen Gemeinden die Möglichkeit geben jeden Sonntag und Feiertag die Eucharistie zu feiern?“

Ein Schlagwort, welches in diesem Zusammenhang immer wieder fällt, ist jenes der sogenannten „viri probati“, der bewährten Männer. Mit diesem Begriff werden Männer bezeichnet, die aufgrund ihrer nach römisch-katholischen Grundsätzen vorbildlichen Lebensweise auch

als Verheiratete die Diakonatsweihe empfangen können. Dass diese in Zukunft auch zu Priestern geweiht werden könnten, hat Papst Franziskus bereits in einem Interview mit der Wochenzeitung *Die Zeit* im Jahr 2017 betont: „Wir müssen darüber nachdenken, ob Viri probati eine Möglichkeit sind. Dann müssen wir auch bestimmen, welche Aufgaben sie übernehmen können, zum Beispiel in weit entlegenen Gegenden.“ Ein weiterer „neuer Weg“ läge auch in einer möglichen Ordination von Frauen, wie Kräutler im obigen Interview betont: „Die Gemeinden in Amazonien sind mindestens zu zwei Dritteln kompetent und mit viel Einfühlungsvermögen von Frauen geleitet. Wieso kann die Frau dann nicht auch die Weihe bekommen? Es geht dabei aber nicht nur um den Priestermangel, sondern um die Geschlechtergerechtigkeit in der Kirche.“

Neue – weibliche – Wege

Wie erste Ergebnisse zeigen, scheinen sich tatsächlich „neue Wege“ in der Seelsorge in der Amazonas-Region aufzutun. So hat sich die Synode für die Priesterweihe verheirateter Männer in Ausnahmefällen und regional begrenzt auf die Amazonas-Region ausgesprochen und auch empfohlen, die Möglichkeiten zur Einführung des Diakonats für Frauen zu prüfen. Ebenfalls wurden die Themen Armutsbekämpfung, Klimawandel und Umweltverschmutzung kritisch angesprochen und im Abschlussdokument die Ausbeutung des Regenwaldes als „ökologische Sünde“ bezeichnet. Wie die oben genannten Punkte in den kommenden Monaten angesichts kircheninterner Widerstände sowie kritischer rechtspopulistischer Stimmen der brasilianischen Politik weiterverwertet werden, wird spannend zu beobachten sein. In seiner Predigt beim Abschlussgottesdienst der Synode betont der Papst, dass „es möglich ist, die Realität auf andere Art zu beobachten und sie mit offenen Händen als Geschenk anzunehmen, die Schöpfung nicht auszubeuten, sondern als ein zu hütendes Haus zu bewohnen und auf Gott zu vertrauen.“ Diese Worte sind eine wichtige und inspirierende Grundlage für „neue“ Wege in der Pastoral in der Amazonas-Region und darüber hinaus. Doch bleibt zu befürchten, dass bis zu deren Etablierung noch einige Quadratkilometer im Regenwald gerodet und verbrannt werden.



Anton Tauschmann, geb. 1986 in Graz, Studium der Theologie und Deutschen Philologie (Bachelorstudium) in Graz und Fribourg. 2013–2016 Pastoralassistent in der Kath. Hochschulgemeinde Graz. Seit 2016 im Bischöfl. Pastoralamt für den Bereich „Diakonie“ verantwortlich. Seit jeher begeisterter Fußballfan.

Foto: KHG

Und es gibt sie doch, die Gesellschaft

Ein persönlicher Rückblick auf die „Sommeruni“ in Seggau
Von Cristina Isabel Seda Chabrier



Franz Konrad, Colombia Paper (Detail), 2018. © Konrad

„... there is no such thing as society“ behauptete einmal Margaret Thatcher. Die heuer wieder in der Südsteiermark veranstaltete *Graz International Summer School Seggau* unter dem Motto „Radical (Dis)Engagement: State – Society – Religion“ brachte mich dazu, mich an diesem Zitat regelrecht zu reiben. Ich kann mich – nunmehr zeitlich und geografisch von der Sommerschule im Schloss Seggau weit entfernt – nicht mehr an jedes Detail dieser ereignisreichen Tage erinnern. Ich erinnere mich aber, wie am Beginn dieser besonderen Sommeruni einer der Vortragenden dieses Thatcher-Zitat in den Mund nahm, um die neoliberale Ideologie der völligen Eigenverantwortung des Menschen zu veranschaulichen. Ich habe mir das Zitat aufgeschrieben und später, gegen Ende der Summer School, dann einen Pfeil zu einem anderen Satz gezeichnet: „Nichts stellt diese Behauptung mehr in Frage als diese Sommeruniversität.“

Meine Ängste und Sorgen angesichts der langen Reise und der Frage, ob ich mich denn gut in die Gemeinschaft der „Sommeruni“ einfügen würde, zerstreuten sich bereits am

ersten Tag auf Schloss Seggau fast zur Gänze. Aufgrund der Diversität der Studierenden begab es sich, dass kleine Alltagsgespräche einen faszinierenden Verlauf nahmen: So diskutierten wir lebhaft über Gender, Ethnizität, Identität, Theorie und Feminismus, wobei Perspektiven aus allen Teilen der Welt eingebracht wurden.

Im Seminar *Histories and Politics of State, Nation and Identity* war meine puerto-ricanische Sicht der Dinge im Diskussionsprozess sehr vorteilhaft. Dabei konnte ich detailliert berichten, wie der Hurrikan María die nationale Identität von Puerto Rico gefestigt hat. Weil Präsident Trump uns durchgehend als Bürger/innen zweiter Klasse behandelt und dringend benötigte staatliche Hilfe nicht freigegeben hatte, hängten die Puerto-Ricaner ihre Landesflagge überall auf – ein klares Symbol des Widerstands gegen die Machtmetropole am amerikanischen Festland. Und meine Landsleute halfen einander beim Wiederaufbau. Diese Erfahrung unterschied sich von jener meiner deutschen oder spanischen Freunde bei der Summer

School – sie sahen ihre nationale Identität nicht als essenziellen Teil ihrer persönlichen Identität an. Diese Horizontweiterung und die sich aus der Buntscheckigkeit der Teilnehmer/innen ergebende Infragestellung und Herausforderung individueller Sichtweisen und Denkformen sind vielleicht *die* Stärke der Sommerschule in Seggau.

Poesie als Widerstand

Wir haben auch viel über humanen Widerstand gegen inhumane Lebensbedingungen sowie Engagement oder Rückzug als Teil dieses Widerstands gesprochen. Marjorie Agosín and Don Walicek zeigten etwa auf, dass Poesie eine Möglichkeit sein kann, der bedrückenden und traumatisierenden Gegenwart etwas entgegenzuhalten. Im Seminar erfuhren wir etwa von juristisch umkämpften Räumen in der Karibik, wo es ein multiples, (post-)koloniale Strukturen herausforderndes, Bestreben nach Machtteilhabe gibt. Zurück in Puerto Rico, erwachte das bei der Sommeruniversität Gelernte zum Leben. Es gab einen von breiten Bevölkerungskreisen getragene, gewaltfreie Protestbewegung, die den Rücktritt des Gouverneurs, Ricardo „Ricky“ Rosselló, zum Ziel hatte. Fast eine Million Menschen, ein Drittel der Bevölkerung von Puerto Rico, marschierte durch die Straßen. Auf den kolonialen Hauswänden von Old San Juan war Poesie gekritzelt – ich konnte hier nicht anders als an Prof. Agosíns Worte zu denken, dass Literatur und Poesie ein Mittel des Widerstands gegen ein ungerechtes politisches System sein können. Gerade in Zeiten von Krieg und Naturkatastrophen sei Schreiben eine wichtige Kulturtechnik. Prof. Walicek verwies am Beispiel der Guantánamo-Häftlinge auf die Widerständigkeit von Literatur: Poetische Texte und Lektüren der Insassen wurden wegen ihrer „subversiven“ Natur konfisziert.

Das kritische Potential von Kultur brauchte auch ein puerto-ricanischer Künstler zu Tage, der auf die Unklarheit angesichts der Frage, wer nach dem Rücktritt von Ricardo Rosselló der nächste Gouverneur unseres Inselstaats werden würde, antwortete: „Puerto Rico hat keinen Gouverneur. Hier regieren die Menschen.“ Angesichts der angespannten Situation in meiner Heimat habe ich festgestellt, dass die Gesellschaft von Puerto Rico schon immer voll von Konflikten gewesen ist, durch die oft der Staat in Frage gestellt wurde, weil er seinen Bürger/innen keine offene Rechenschaft ablegte. Ohne meine in Seggau gemachten Lernerfahrungen wäre ich nach meiner Heimkehr nicht in der Lage gewesen, diese Geschehnisse vor Ort im selben theoretischen Licht auszudeuten, das es mir nun ermöglichte, tiefere Einsichten zu erlangen.

Obwohl auch der Klimawandel ein wichtiges Thema der Sommeruni war, hätte ich mir gewünscht, dass dessen verheerende Auswirkungen auf die verwundbaren Inselstaaten und -gebiete dieser Welt mehr diskutiert worden

wären. Es war frustrierend, von individuellen Handlungen im Kampf gegen die Erderwärmung zu hören, und gleichzeitig zu wissen, dass kein persönlicher Akt das Faktum ändern kann, dass, zum Beispiel in der Karibik immer mehr Hurrikans auftreten und immer stärker werden. Es ist ein systemisches Problem, das das aktuelle kapitalistische Wirtschaftsmodell sehr herausfordert. Die verwundbarsten Länder und Gebiete, also solche wie meine, sind auch die ärmsten sowie gleichzeitig jene, die am wenigsten zum Problem beigetragen haben. Meine einzige Hoffnung ist, dass – im Sinne von Helga Kromp-Kolb, einer weiteren Vortragenden in Seggau, – die die Menschheit die Klimakrise als eine Chance zur Schaffung einer Gesellschaft sieht, in der Kooperation den Wettkampf als kulturellen Grundwert ersetzt.

Die gute Margaret irrt

Bei der Sommeruni in Seggau habe ich nicht nur durch das akademische Programm etwas über Gemeinschaftssinn und Güte gelernt, sondern auch durch persönliche Kontakte zu anderen Menschen. So fand ich persönlich durch einen mir zunächst sehr peinlichen, aber sich am Ende durch die Großzügigkeit einer Sommer School-Mitarbeiterin in Wohlgefallen auflösenden Lippenstift-Zwischenfall folgendes heraus: Der einzige Weg zu einem glücklichen Leben führt über die Gemeinschaft und über das Sich-umeinander-Kümmern – und das all unseren Macken zum Trotz! Margaret Thatchers Diktum wurde in Seggau also eindrucksvoll widerlegt: die Gemeinschaft auf dieser Sommerschule war so magisch, war so ein unerwartetes Geschenk, dass sie Thatchers Behauptung, Individuen würden anstelle wechselseitiger Beziehungen und Kooperation das Fundament der Gesellschaft sein, eindrucksvoll widerlegte. Dafür, aber auch für die vielen Fragen, lachenden Gesichter und Erinnerungen, werde ich für immer dankbar sein.

Hinweis: Der Autorin wurde durch ein KHG-Summer School-Stipendium finanziell unterstützt. Nähere Informationen zur *Graz International Summer School Seggau* sowie zu Bewerbungs- und Förderungsmöglichkeiten sind abrufbar unter:

khg.graz-seckau.at/bildungskultur/graz-international-summer-school-seggau

Cristina Seda Chabrier, Studentin der Politikwissenschaft am Campus von Río Piedras/Universität von Puerto Rico mit den Schwerpunkten Politische Theorie sowie Verhältnis von Geschlecht und Macht. Forschungsinteressen: Postkoloniale, Queer- und Feministische Theorie. 2018 erhielt Seda Chabrier ein Forschungsstipendium am Williams College in Massachusetts, USA. Tätigkeit als Autorin und Essayistin.



Foto: privat

„Wenn ein Krieg beginnt, dann stirbt die Wahrheit“

Eine Gruppe der KHG Graz im Gespräch mit
Vinko Kardinal Puljić, Erzbischof von Sarajevo/Vrhbosna



Straßenfront in Sarajevo, Foto: Kölbl

Bald fünfundzwanzig Jahre ist es her, dass der Bosnienkrieg zu Ende ging und die Belagerung von Sarajevo von der bosnisch-herzegowinischen Regierung für beendet erklärt wurde. Sie war die längste Belagerung einer Stadt im 20. Jahrhundert. Mehr als 11.000 Menschen, darunter 1.600 Kinder, hatten dabei den Tod gefunden. Noch immer sind die Spuren des Krieges, wie etwa die Einschusslöcher an der Fassade des Priesterseminars, zu sehen: Hier hat man von der Dachterrasse einen wunderbaren Ausblick auf die pittoreske, von Kirchtürmen und Minaretten geprägte Altstadt und die umgebenden Berge, von denen aus die Stadt im Krieg beschossen wurde. Am selben Ort hat der zurzeit an der Theologischen Fakultät Graz dissertierende Davor Mazdarevic als Student gewohnt. Nun hat er eine Gruppe Studierender der Katholischen Hochschulgemeinde Graz nach Sarajevo eingeladen. Dort kam es zur Begegnung mit Erzbischof Puljić, der während der gesamten Belagerungszeit die Stadt nicht verlassen hatte. Noch während des Krieges hatte ihn Papst Johannes Paul II. zum damals jüngsten Mitglied des Kardinalskollegiums ernannt. Kardinal Puljić war Mitglied der Kongregation für die Evangelisierung der Völker und des Päpstlichen Rates für den Interreligiösen Dialog. Mit ihm haben die Studierenden über die Situation im Land und mögliche Zukunftsperspektiven gesprochen.

Wir waren gestern im „Museum der Kriegskindheit“ hier in Sarajevo, das im vergangenen Jahr mit dem Museumspreis des Europarates ausgezeichnet wurde. Dort wird auf sehr einfühlsame Weise die Kriegserfahrung von Kindern dokumentiert. Der Besuch war für unsere Gruppe auch deswegen sehr berührend, weil einige von uns genau gleich alt sind, wie die Jugendlichen, deren Kindheitserinnerungen dort erlebbar gemacht werden. Wie haben Sie die Kriegszeit hier in Sarajevo erlebt?

Wir haben hier im Bischofshaus vier Jahre ohne Strom, ohne Heizung, mit Fenstern ohne Scheiben, ja sogar ohne Dach und manchmal ohne Lebensmittel gelebt, denn es gab sechs Bombentreffer. Im Winter hatte es hier drinnen bis zu minus zwanzig Grad. Wasser gab es nur im Garten, wo wir einen Brunnen mit einer Wasserpumpe gegraben haben, von dort musste man das Wasser ins Haus tragen. In dieser Zeit hat mir das Gebet geholfen, auch mental zu überleben. Denn es ist nicht einfach, solche Erfahrungen ohne Hass zu überstehen. Das Gebet hat geholfen, dass mein Herz nicht vergiftet wurde. Ich habe in dieser Zeit viele Gespräche mit den Menschen geführt. Mir war es wichtig, nicht aus der Stadt wegzugehen. Ich glaube, das hat für die Menschen hier sehr viel bedeutet. Ich glaube, das hat für die Menschen hier sehr viel bedeutet. Wir haben manchmal unter Lebensgefahr die Messe gefeiert. Kriegserfahrung ist etwas extrem Schwieriges, das kann man nicht nur aus eigenen Kräften bewältigen, dazu braucht es die Hilfe Gottes. Das hat uns sehr geholfen. Ich sehe es noch immer als Geschenk Gottes an, dass ich überlebt habe. Ich war immer überzeugt, dass der Krieg eines Tages zu Ende sein wird, das hat mir Kraft gegeben. Auch während des Krieges habe ich versucht, Kontakt zu Vertreter/innen anderer Religionen zu halten. Das war mir sehr wichtig. Nach dem Krieg haben wir dann gleich den Interreligiösen Rat gegründet.

War das nicht schwierig nach den Kriegstraumata und dem Umstand, dass Religionszugehörigkeit auch politisch vereinnahmt wird?

Es gibt keine Alternative zum Dialog! Das ist meine Überzeugung. Seit 1997 gibt es den Interreligiösen Rat, jedes Jahr wechselt der Vorsitz. Zur Zeit ist gerade ein Jude Vorsitzender. Natürlich kann dieser Rat nicht alles übernehmen, was eigentlich von den politisch Verantwortlichen und der Regierung aber auch von der internationalen Staatengemeinschaft zu tun wäre. Entscheidend ist: Unsere Beziehungen sind sehr gut und das prägt auch unser Handeln. Zum Beispiel haben wir einen Vorschlag für ein Gesetz über die Religionsfreiheit gemacht, den wir ans Parlament geschickt haben. Das Parlament hat das Gesetz beschlossen, obwohl es Widerstände gab. Wir haben auch eine Initiative vorangetrieben, aus den Religionsunterrichtsbüchern alles zu entfernen, was andere Religionsgemeinschaften diffamiert. Das war sehr wichtig und es wurde eigens eine Kommission gegründet, um das genau zu prüfen und zu bereinigen. Seit Kurzem gibt es auch ein Masterstudium für interreligiöse Studien an der Universität. Die theologischen Fakultäten arbeiten diesbezüglich zusammen. Es gibt hier wirklich sehr viele positive Dinge, aber natürlich arbeiten wir außerhalb der staatlichen Strukturen ohne politische Macht. Ich reise sehr viel im Land und habe sehr gute Beziehungen zu den anderen Entitäten (die Staatsbürger/innen von Bosnien und Herzegowina setzen sich aus den Volksgruppen der größtenteils muslimischen Bosniaken, der größtenteils serbisch-orthodoxen Serben sowie der größtenteils römisch-katholischen Kroaten zusammen. Alle müssen sich einer dieser sogenannten Entitäten zuordnen um wahlberechtigt zu sein. *Anm. d. Red.*). Dabei hilft mir, dass die katholische Kirche keine Nationalkirche ist. Bei den Muslimen entstand ja auch erst mit dem Krieg so etwas wie eine nationale Identität. Die Bezeichnung „Bosniaken“ ist erst durch den Krieg entstanden. Die islamischen Länder haben sich darüber sehr geärgert, weil sie sich bis dahin als Muslime bezeichnet hatten.

Die Zahl der Katholiken geht in Bosnien-Herzegowina zurück. Viele

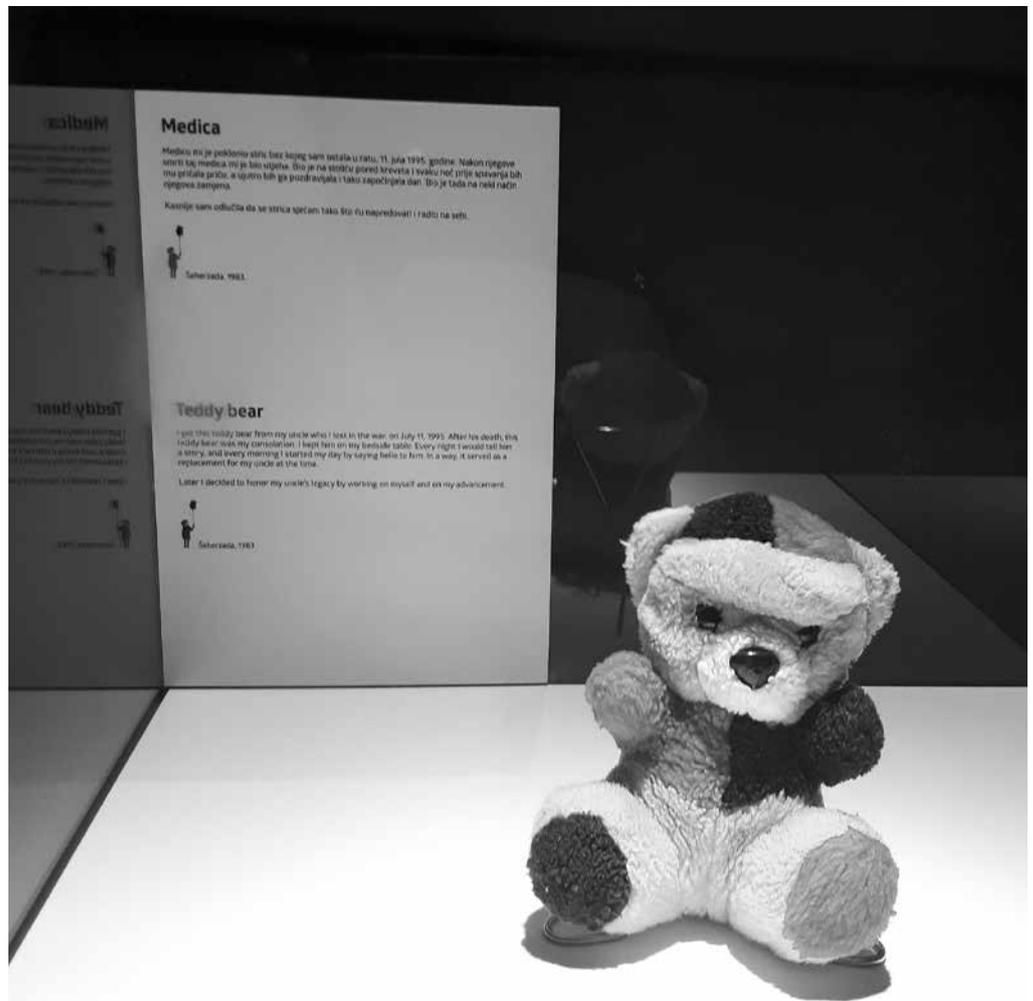
Menschen gehen weg. Die Bevölkerung hat sich verändert. Was bedeutet das für das Land?

Die Muslime haben einen schrecklichen Genozid in Srebrenica erleben müssen. Mehr als 8.000 Menschen wurden getötet! Alle hatten im Krieg Opfer zu beklagen. Wenn ein Krieg beginnt, dann stirbt die Wahrheit, deswegen ist es auch besonders schwierig, Kriegsgeschehen aufzuarbeiten. Ich bin kein Diplomat, deswegen kann ich auch sehr offen sprechen. Das Land Bosnien-Herzegowina befindet sich noch immer auf einem Kreuzweg. Von außen wurde mit dem Vertrag von Dayton ein künstlicher Staat geschaffen. Damit müssen wir leben. Aber jede Entität im Land müsste den Mut haben, zuerst im eigenen Hof aufzuräumen und dann erst auf die anderen zu schauen. Das ist die einzige Möglichkeit zum Frieden. Und wir müssen uns alle ehrlich der Wahrheit stellen, denn: Ohne Wahrheit gibt es keinen Frieden!

Welche Alternative hätte es zu Dayton geben können?

Es ist ganz schwierig, Dayton zu korrigieren. Dieser Vertrag geht von ethnischer Reinigung aus, während die Bischofskonferenz einen anderen Vorschlag gemacht hatte. Wir sind von einer Paritätsstruktur ausgegangen, wollten das Land in vier Regionen einteilen, in denen es keine Mehrheit einer Entität gibt. Die Lokalkommunitäten sollten die Träger der Entwicklungen sein. Alle haben uns zugestimmt und das befürwortet, aber trotzdem ist Dayton geblieben. Es wurde von Amerika diktiert und Europa hatte auch keine Idee für uns. Wir brauchen auf jeden Fall demokratische Prinzipien, gleiche Rechte für alle Menschen. Aber in diesem Land gibt es vierzehn Regierungen, eine für das ganze Land und zwei für die Entitäten. So ist es nicht möglich, dieses Land zu regieren.

Wir haben auch gehört, dass die Probleme im Land eher größer werden, obwohl der Krieg schon seit fast fünfundzwanzig Jahren zu Ende ist ...



Museum der Kriegskindheit in Sarajevo, Foto: Papić

Bei uns gibt es die Redewendung: „Der Mensch träumt, aber Gott bestimmt!“ Die Entwicklungen kann man also nicht vorhersagen. Klar ist: Es gibt eine Zunahme von Fundamentalismus und Radikalismus vor allem unter den Muslimen, aber der kommt von außen ins Land. Und mit dem Radikalismus wächst auch die Gefahr des Terrorismus. Die einheimischen Muslime sind damit nicht einverstanden, aber sie ändern auch nichts. In dieser schwierigen Situation gilt es, die Botschaft des Evangeliums zu bezeugen. Als Bischof und Hirte dieser Diözese kann ich nur das Evangelium und meinen Glauben bezeugen und zu leben versuchen.

Welche Chancen sehen Sie für die jungen Menschen, die im Land bleiben?

Ich habe da kein Rezept. Aber ich bin überzeugt, dass es eine Politik braucht, die es ermöglicht, dass die Menschen von ihrer eigenen Arbeit leben können. Und ebenso wichtig ist ein ehrliches Bemühen um Toleranz anderer Glaubensüberzeugungen. Für dieses Anliegen haben wir in unserer Diözese ein Zentrum für Jugendpastoral gegründet. Es gibt viele Sommercamps, wo vor allem ein Geist der Toleranz und der gegenseitigen Wertschätzung gelebt und vermittelt werden soll.

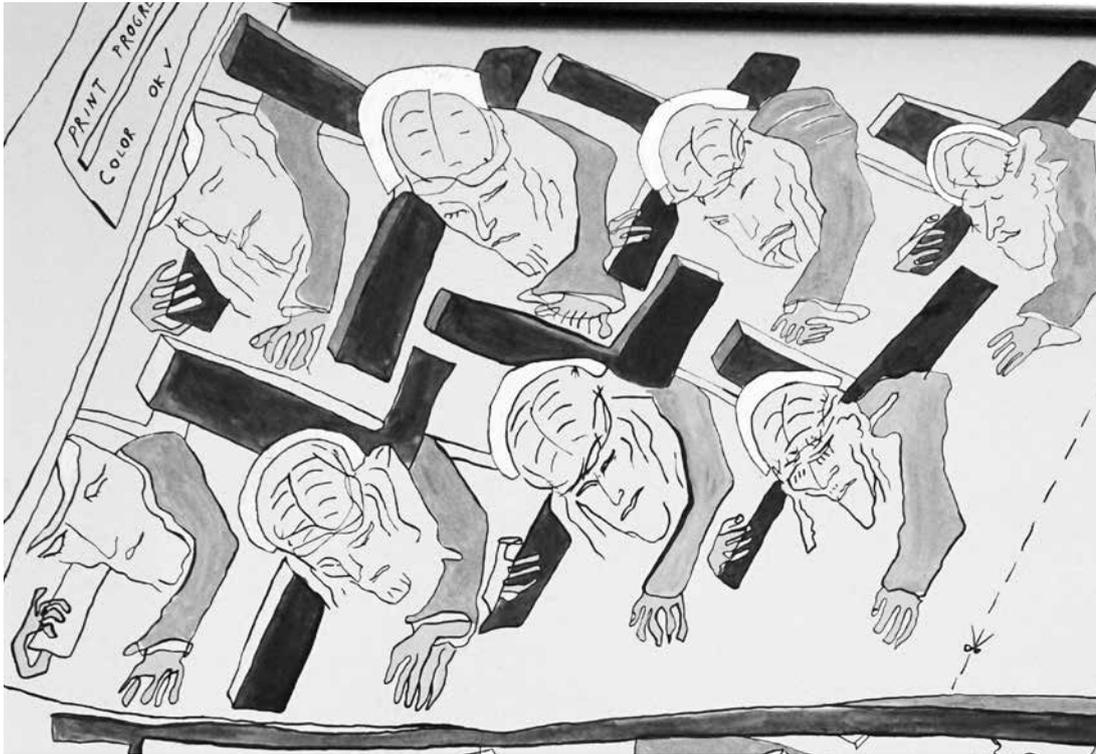
„Nie wieder Krieg!“ hat Papst Franziskus bei seinem Besuch im Jahr 2015 den Menschen in Sarajevo zugerufen. Wie wurde sein Besuch hier von den Menschen aufgenommen? Gibt es Früchte

dieses Besuches, oder war es nur ein schönes Symbol, als er am Ende seiner Predigt weiße Tauben aufsteigen ließ?

Nach den wichtigen Besuchen von Papst Johannes Paul II. 1997 in Sarajevo und 2003 in der Region von Banja Luka war der Besuch von Papst Franziskus 2015 in Sarajevo wirklich phänomenal! Nach dem Abschied des Papstes auf dem Flughafen ist ein Muslim auf mich zugekommen und hat zu mir gesagt, dass dieser Tag der schönste Tag in seinem Leben gewesen sei, weil der Papst einen so positiven Geist mitgebracht und hier verbreitet hat. Das habe ich nachher in ähnlicher Weise noch von vielen Menschen gehört. Ich denke, genau das ist die Verkündigung der Botschaft des Evangeliums.

Und jetzt?

Persönliches zur Karfreitagsdiskussion
Von Jörg Wilkesmann



Franz Konrad, Geschichtswäsche (Detail), 2016/19. © Konrad

Ich bin in Deutschland groß geworden mit einem Karfreitag, der selbstverständlich Feiertag war. Aufgewachsen in einer evangelischen Familie, lernte ich, dass dieser Tag der höchste kirchliche Feiertag sei. Als ich mich nach der Konfirmation für einen eigenständigen Zugang zum Glauben interessierte, leuchtete mir das allerdings nicht ein: Zu feiern gab es etwas an Ostern und Weihnachten, aber doch nicht am Karfreitag, da wurde ein Tod begangen.

Nun ist Ostern der älteste Feiertag der Christen, denn er wurde schließlich an jedem Sonntag in der gemeinsamen Zusammenkunft gefeiert (Matthäus 28,1; Apostelgeschichte 20,7; 1. Korinther 16,2). Der Karfreitag ist wichtig, denn er unterstreicht den Sinn des Osterfestes. Die Auferstehung Jesu kommt erst nach seinem Tod und der Auferstandene hat Wundmale an Händen und Füßen (Johannes 20,20). In Deutschland zeigt die Statistik der Gottesdienstbesucher/innen, dass die

Karfreitagsgottesdienste im Vergleich zum Jahresdurchschnitt keinen großen Zuwachs erfahren. In Österreich verhält es sich anders. Hier wird die Aussage, der Karfreitag ist der wichtigste Feiertag, durch einen sehr regen Gottesdienstbesuch untermauert. Das lässt mich nun etwas bescheidener werden, wenn ich Ostern als höchsten Feiertag nenne.

Der Tod Jesu Christi am Kreuz ist die Grundlage, ohne die es keine Auferstehung gibt. Kreuzigungen gab es zu Zigtausenden, doch meines Wissens ist nur über das Sterben Jesu berichtet worden. Dass ein verurteilter Widersacher des römischen Reiches brutal hingerichtet worden ist, ist aus sich heraus nicht erwähnenswert. Dass er durch neues Leben bestätigt wird, das ist nur bei Jesus der Fall. Das Wort vom Kreuz rettet, schreibt Paulus. Der Gekreuzigte ist auferstanden – und das entfaltet Kraft. Im katholischen Bereich ist er mit Gründonnerstag und Ostern zusammen

ein liturgischer Höhepunkt. In der Volksfrömmigkeit ist er jedoch weniger wichtig als etwa Fronleichnam – daher wurde in konfessionell gemischten Gebieten Deutschlands immer wieder erzählt, dass früher die katholischen Bauern ihren Mist an Karfreitag ausgefahren haben und die evangelischen ihren an Fronleichnam.

Karfreitag – ein „stiller Tag“?

Seit ein paar Jahren gibt es in Deutschland zunehmend Diskussionen über das Tanzverbot an Karfreitag. Warum sollen an diesem Tag Sportveranstaltungen und Discos untersagt sein, wenn doch nur eine Minderheit den Inhalt des Feiertages teilt? Manchmal wird dann eine Tanzveranstaltung auf einem öffentlichen Platz an diesem Tag als Widerstandsaktion gefeiert. Ich sehe das als Anzeichen dafür, dass die Gesellschaft säkularer wird. Sollte also nicht der Karfreitag als Feiertag gestrichen werden? Dann kann jeder an diesem Tag arbeiten und nach der Arbeit tanzen, wie er will. Einige werden dann in die Kirche gehen. Als ich vor fast drei Jahren nach Österreich kam, habe ich den Karfreitag als allgemeinen Arbeitstag kennengelernt. Durch das Feiertagsprivileg konnten sich Evangelische diesen Tag freinehmen (– ob sie wirklich in den Gottesdienst gingen, wurde nicht überprüft). Befremdlich war mir, dass an diesem für mich bisher stillen Tag ringsherum die Geschäfte geöffnet sind, während ich Gottesdienst feiere.

Gleichheitsgrundsatz versus Minderheitenschutz

Durch die Rechtsprechung des Europäischen Gerichtshofs hat der Karfreitag den Status als „Feiertag für Evangelische“ verloren. Weil sich ein konfessionsloser Arbeitnehmer in seinen Rechten diskriminiert fühlte, entschied der Europäische Gerichtshof, dass eine Regelung gefunden werden musste, die dem Gleichheitsgrundsatz nicht widerspricht. Was die Regierung dann geschaffen hat, ist das Recht auf einen „persönlichen Feiertag“ – im Grunde nur ein Recht auf einen privilegierten Urlaubstag, der einem kaum verwehrt werden kann. Auf der Strecke geblieben ist meines Erachtens der Minderheitenschutz, der bisher den Evangelischen und den Altkatholiken gewährt worden war. Es ist weder vor dem EuGH noch im ganzen vorhergehenden Verfahren bei den österreichischen Gerichten eine Stellungnahme der betroffenen Konfessionen eingeholt worden. Der fehlende Minderheitenschutz wird es also nötig machen, dass der Feiertag erneut vor dem obersten Gericht verhandelt wird. Jedenfalls führte die Abschaffung des „Privilegs“ und die Diskussion über die richtige Regelung in diesem Jahr zu einer breiten Solidarisierung mit den evangelischen Pfarrgemeinden: Viele Gemeinden hatten an Karfreitag sehr gut besuchte Gottesdienste, besser als in den Vorjahren.

Als Reaktion auf die jetzige Regelung entstand im Burgenland eine Parte für den Karfreitag. So, als ob er mit der Gesetzesänderung gestorben sei. Mir scheint das ein verfehelter Ansatz zu sein, denn der Karfreitag ist nicht mit einem staatlichen Gesetz gestorben.

Feiertage als staatliches Anliegen?

Kirchliche Feiertage erhalten im besten Fall staatlichen Schutz. Doch verlieren sie ohne diese Absicherung nicht ihren Wert innerhalb der Kirche. Aber bei einem Feiertag, der nicht vom Staat eingesetzt ist, braucht es den Schutz der religiösen Minderheit, damit die Gläubigen an diesem Tag den Gottesdienst besuchen können, ohne einen Nachteil zu erfahren – dies gilt auch etwa an den jüdischen oder islamischen Festtagen. Die bisherige Karfreitagsregelung war vor allem für diesen Zweck vorgesehen. Mit der jetzigen Lösung wird es den Menschen schwer gemacht, einen Gottesdienst zu besuchen, da ein ganzer Urlaubstag dafür angesetzt werden muss. Eine andere Möglichkeit wäre, dass Arbeitnehmer/innen für die Zeit des Gottesdienstes freigestellt werden. Denn bisher ging es auch um einen ganzen Arbeitstag. Ein zusätzlicher, stiller Feiertag wäre sicherlich eine optimale Lösung. Er wäre frei für alle, auch katholische Christinnen und Christen könnten den liturgischen Rang dieses Feiertags besser nachvollziehen. Es wären dann aber Diskussionen nötig, einen anderen Feiertag zu streichen, denn Österreich hat eine sehr große Zahl an Feiertagen im Vergleich mit anderen europäischen Staaten.

Und der Sonntag?

Der Wert der Feiertage wie auch des Sonntags ist nicht hoch genug einzuschätzen. Widersetzen sie sich doch einem alles durchdringenden Kommerz, dem „7/24“: Alles soll zu jeder Zeit zu kaufen sein. Der Sabbat ist in den Zehn Geboten eingesetzt zur Erholung des Menschen. Er hat nicht den Zweck, die Menschen zum Gottesdienst zu bringen. Den Kirchen wird dies beim Einsatz der Kirchen für den Sonntag gerne unterstellt, doch es ist klar, dass ein zusätzlicher Feiertag oder die Achtung des Sonntags nicht unbedingt mehr Menschen in die Gottesdienste führt.



Jörg Wilkesmann, geb. 1959. 1988 bis 2019 Pfarrer in Nordrhein-Westfalen, im Saarland, in Rheinland-Pfalz und seit 2016 in der Steiermark. Im Ruhestand weiterhin aktiv im südlichsten Südburgenland. Gottesdienstcoach mit Zertifikat. Theologe auch nach zwei kirchlichen Examen. Blogger, mit nachlassender, und Twitterer, mit gestiegener Intensität.

Foto: Wilkesmann

Einwürfe

Religionsjournalismus in den Massenmedien –
Klischeemühle oder produktive Reibungsfläche?

Von Carmen Koch

Romorientiert, altbacken, männlich, keusch – mit diesen Stereotypen sehen sich Katholikinnen und Katholiken nach eigenen Aussagen in den Schweizer Massenmedien konfrontiert. Jüdische Menschen hingegen werden als habgierig, ultra-orthodox und gefangen in restriktiven Ritualen porträtiert, die Musliminnen und Muslime als aggressiv, extrem und unaufgeschlossen. Dies sind zumindest die subjektiven Eindrücke der Religionsgemeinschaften, die wir in Gruppengesprächen gesammelt haben. Ob diese Stereotypen von den Medien tatsächlich so transportiert werden, wird gerade in einem laufenden Forschungsprojekt in der Schweiz untersucht. Fest steht, dass sich beim stichprobenartigen Suchen durchaus Evidenzen für diese stereotypen Muster finden. Etwa wenn in einem Beitrag über eine Versammlung, ohne einen inhaltlichen Zusammenhang herzustellen, gute vier Sekunden auf den teuren Schmuck einer Jüdin gezoomt wird; wenn in Beiträgen mit dem Christentum ständig auf den Papst oder Bischof verwiesen oder einmal mehr vom extremistischen Islam gesprochen wird. Solche Muster brennen sich durch die ständige Wiederholung in den Köpfen der Mediennutzer ein. Gewiss, die Wirkungszusammenhänge können nicht immer klar auf die Medien zurückgeführt werden. Trotzdem zeigt sich mir, dass die Art und Weise der Berichterstattung nicht folgenlos bleibt für unsere Wahrnehmung anderer. Insbesondere das Wissen und die Urteile von Menschen, welche nicht mit Personen anderer Religionen und Kulturen in Kontakt kommen, werden durch die medial vermittelten Stereotypen geprägt. Das gewählte Framing kann langfristig die dauerhaften Wahrnehmungsstrukturen der Menschen bei der Wirklichkeitserfassung beeinflussen. Die journalistische Logik fungiert hier also als Reibungsfläche. Das Alltägliche hat in der journalistischen Berichterstattung keinen Platz, vielmehr interessiert das Aussergewöhnliche, das Konfligierende. Journalismus sollte die Realität abbilden, muss gleichzeitig aber wählen, welche Ausschnitte beleuchtet werden und die Komplexität reduzieren, um das Geschehene in die wenigen

zur Verfügung stehenden Sendeminuten oder Textzeilen zu komprimieren. Da kann es schwierig sein, zusätzlich die vielen und feinen Unterschiede innerhalb der Religionen, Konfessionen und Richtungen differenziert zu erklären. Dass dabei das religiöse Wissen sowohl in der Gesellschaft als auch im journalistischen Milieu zunehmend schwindet, macht es nicht einfacher. Homogenisierung, Klischeebildzeichnung sowie inhaltliche Verflachung in der Berichterstattung sind Resultate, die alle Religionsgemeinschaften monieren; sie fühlen sich in der Berichterstattung nicht authentisch repräsentiert. Das erwähnte fehlende Basiswissen mag ein Grund dafür sein, dass journalistisch oft nur an der Oberfläche gekratzt wird und keine vertiefte Auseinandersetzung mit den Religionen stattfindet. Stattdessen etwa würden die Massenmedien jährlich erklären, was denn an Ostern genau gefeiert werde, so die Erfahrung der Christinnen und Christen in unseren Gesprächsgruppen. Jüdische und muslimische Rituale und Feste andererseits würden aus einer christlich geprägten Sicht präsentiert, indem z.B. statt von Chanukka vom „jüdischen Weihnachten“ erzählt und damit die reale Bedeutung verkannt werde.

Trotz aller Medienlogik: Die Religionsgemeinschaften machen die Berichterstattung an journalistischen Texten fest. Sie sind überzeugt, dass die religiöse Sozialisierung und die persönlichen Religionserfahrungen der Schreibenden den Ausschlag dafür geben, welcher Blick auf die Religionsgemeinschaften präsentiert wird. Religion ist persönlich und emotional, die Einstellung dazu und die Erfahrungen damit prägen die Identität. Intersubjektive Berichterstattung stellt damit eine besondere Herausforderung dar. Die journalistische Thematisierung ist deshalb eine gesellschaftliche Reibungsfläche, mit der es verantwortungsvoll umzugehen gilt – darin liegt übrigens auch eine Chance!



Foto: ZHAW

Carmen Koch, geb. 1980 in Baden/Schweiz. Studium der Publizistik- und Medienwissenschaft, Pädagogik und Ethnologie an der Universität Zürich, Schweiz. Koordinatorin Forschung/Beratung, Dozentin und Projektleiterin am Institut für Angewandte Medienwissenschaft an der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW) in Winterthur. Beschäftigt sich mit der Darstellung von Religionsgemeinschaften in den Medien.

Das Böse in der Hauptrolle

Das Mitgefühl muss bei moralischen Fehlritten nicht enden. Die Zustimmung schon.
Von Harald Koberg

Die menschliche Seite von Unmenschen hat immer schon beunruhigt. Wo grausame Dinge getan werden, fällt es leichter, der Person hinter den Taten nicht in die Augen sehen, sich nicht auf sie einlassen zu müssen. Und gleichzeitig sind es faszinierende und wichtige Fragen, die sich stellen, wenn Menschen Unvorstellbares tun.

Wo sich Filme diesen Fragen widmen, sorgen sie immer wieder für intellektuelle Reibungen. Als Oliver Hirschbiegel 2004 mit Bruno Ganz in der Hauptrolle die letzten Tage Adolf Hitlers inszenierte, tauchten Fragen auf, ob es angebracht sei, den Tod des Diktators als Tragödie zu erzählen. Als verblendeter, alter Mann erweckt der Hitler im Film durchaus auch das Mitgefühl des Publikums und daran störten sich einige Kommentatorinnen und Kommentatoren. Der Drahtzieher des Holocaust, dargestellt als bemitleidenswerter Verlierer, so die Kritik, nähre Verständnis für einen, der kein Verständnis verdiene.

Auch heuer sorgt ein fiktiver Unmensch für ähnliche Diskussionen. Todd Phillips' Inszenierung des Batman-Bösewichts Joker als verzweifelter Außenseiter, den die gesellschaftliche Ablehnung in Gewaltexzesse treibt, erinnert manche Beobachtende zu sehr an die Selbstwahrnehmung problematischer Männergruppen wie der „Incels“ – also jener Online-Gruppierung von Männern, die ihre Unfähigkeit, eine Partnerin zu finden, mit der biologischen Unterlegenheit und der Infizierung von Frauen mit dem Feminismus erklären. Hier führen Biologismen und ein abstoßendes Frauenbild zum vermeintlichen Recht auf sexuelle Zweisamkeit. Und in tragischen Einzelfällen führte diese krude Ideologie zu konkreten Gewalttaten. Phillips' Erzählung vom Joker weist ein vergleichbares Muster auf wie die Selbstdarstellungen jener Incels, die zu Amokläufern wurden. Abgelehnt und ungeliebt, wendet sich Hauptfigur Arthur Fleck gegen die Gesellschaft, die ihm sein Glück nicht zugestehen will und wird zum clowngesichtigen Terroristen, wie ihn Comic-Fans kennen. Und die Inszenierung lädt zum Mitfühlen mit der tragischen Figur ein.

Wo das Publikum noch minderjährig ist, versucht der Jugendschutz Richtlinien vorzugeben, was wem gezeigt werden darf. Jugendliche, so der Gedanke, sollen nur mit Medien konfrontiert werden, die zu reflektieren sie in der Lage sind. Aber wie verhält es sich mit Filmen, die ein höheres Maß an Reflexion voraussetzen, als es manche Erwachsene mitbringen? Die Filmschaffenden für alle verqueren Interpretationen zur Verantwortung zu ziehen, die ihr Werk anbietet, kann keine Lösung sein. Gleichzeitig gibt es moralische Grenzen dessen, was dargestellt und erzählt werden soll. Die Ablehnung von Antisemitismen und Rassismen, wie sie Propagandafilme wie *Jud Süß* transportierten stehen diesbezüglich außer Frage und auch die Daseinsberechtigung mancher sexistischer Filme der letzten Jahre kann durchaus hinterfragt werden. In den wenigsten Fällen jedoch scheint Zensur ein sinnvoller Weg zu sein.

In der Diskussion um die moralische Wertigkeit von Videospiele schreibt Miguel Sicart, diese seien dann moralisch wertvoll, wenn sie ihr Publikum zu moralischen Reflexionen anregen – eine brauchbare Definition, die allerdings klarstellt, dass diese Bewertung individuell verschieden sein kann, je nachdem, wer gerade spielt und welches Maß an Reflexionsfähigkeit mitgebracht wird. So wird *Jud Süß* etwa in pädagogischen Kontexten immer wieder gezeigt.

Die Grenzen zwischen der Bestätigung von Ideologien und dem Zur-Diskussion-Stellen derselben sind vor allem im Fall von Erzählungen häufig kaum zu ziehen. Filmschaffende spekulieren mit der Empathie und dem Reflexionsvermögen ihres Publikums. Werden diese Fähigkeiten überschätzt, sind die Reaktionen allerdings kaum abzusehen. Fingerspitzengefühl und Sensibilität sind hier auf jeden Fall gefragt, aber einzelne, radikalisierte Gruppen dürfen kein Grund sein, Themen ganz in der Schublade zu lassen.



Foto: Anagnostopoulos

Harald Koberg,
geb. 1984 in Graz.
Studium der Philosophie
sowie Volkskunde und
Kulturanthropologie an
der KFU Graz. Arbeitet
als Medienpädagoge,
Öffentlichkeitsreferent
und Karate-Trainer.



v.l.: D. Gerten, M. Tschauko, T. Klamminger, L. Mayr. Foto: Neuhold

HEISSE ZEIT UND KÜHLENDE INNOVATIONEN

„Müssen wir nun alle Veganer in Lehmhütten werden?“ – diese provokante Frage stellte eine junge Frau aus dem Publikum beim gut besuchten Eröffnungsvortrag der KHG an den Klima- und Wasserforscher Dieter Gerten und das Podium. Auslöser für diese Frage war der zum Quartier Leech-Jahresthema „Heiße Zeit“ passende Impulsvortrag, in dem Gerten das (beunruhigende) Konzept der planetaren Grenzen und der damit verbundenen Notwendigkeit zur ökologischen Umkehr skizzierte. Der am Potsdam-Institut für Klimafolgenforschung wirkende Wissenschaftler vergaß dabei nicht, konkrete Handlungsfelder – etwa innovative Bewässerungsformen – aufzuzeigen, die auch in Zukunft ein gutes Leben auf dieser Erde ermöglichen können. Mit einem persönlichen, das Evangelium mitreflektierenden Kommentar reagierten die Theologiestudierenden Sonja Edlinger und Michael Tschauko auf das Gehörte und Standard-Journalistin Lisa Mayr moderierte danach eine spannende und niveauvolle Podiumsdiskussion. „Es gibt keine Ausreden“, resümierte auch

Experte Gerten, die Wege und Methoden für eine nachhaltigere Lebensweise lägen auf dem Tisch, er plädierte dabei für die „goldene Mitte“ – was aber die radikale Option für die Lehmhütte nicht ausschließt. Regionaler, gemeinschaftlicher und kleinteiliger – diese keineswegs neuen Ansätze, so Moderatorin Mayr, gälte es wieder aufzugreifen. Der Ausklang bei biologischem Fingerfood und veganem Eintopf war danach schon ein feiner Schritt in diese Richtung ...

Florian Traussnig

„DAS GANZE IM FRAGMENT“

**Ausstellungseröffnung
Daniel Wetzelberger**

Fragmente. Spuren. Fundstücke. Diese rund um die Leechkirche gefundenen und künstlerisch angeeigneten Elemente sind der Ausgangspunkt der neuen Arbeiten von Daniel Wetzelberger. Am gut besuchten Vernissage-Abend Anfang Oktober hat der Künstler in der QL-Galerie diese zusammengetragene Konvolut neu in

Szene gesetzt. Die durch Abdruck und Frottage von Gegenständen und Gebäudeteilen geschaffenen Skulpturen und Papierarbeiten erzeugen Bilder im Kopf und verbinden zwei Orte – die QL-Galerie und den Kirchenraum – miteinander. „Das Ganze“, so Besucher P. Wolfgang Dolzer SJ vom Pastoralteam der KHG, steckt da „im Fragment“. Teile von Karl Prantls Altarskulptur aus Larvikitstein transformiert Wetzelberger etwa in weiße, wolkenhaft-leichte Wandreliefs. Die Oberflächenstrukturen des Portalgewändes, des Kirchenbodens und der geöffneten Gräber zeigten sich in der Galerie nun als zerbrechliche Gebilde, die ihren Ursprung nur mehr errahnen lassen. Von den Kirchenfensterflächen aus Butzenscheiben lässt sich der Künstler zur Zellkernteilungs-Formel inspirieren, die wir aus



Daniel Wetzelberger (l.) und Alois Kölbl. Foto: Leitgeb

Schulbüchern kennen. Im Lauf der Jahre zerbrochene Scheiben wiederum erfahren durch das gemeinsame Aufschmelzen mit dem Keramikgrund eine nicht berechenbare Form- und Farbveränderung. Sie wollen sich über das Quadratfeld der Wand hinaus in verschiedene Richtungen regelrecht verteilen. „Feinfühlig Kacheln“, die das „Herz erwärmen“ – so reagierte etwa Walter Prügger, Leiter des diözesanen Ressorts für Bildung, Kunst & Kultur auf das Gesehene. Die Kacheln können übrigens zum Preis von 250 Euro als Bausteine zur Finanzierung der Restaurierung der Kirchenfenster gekauft werden und sind im KHG-Sekretariat erhältlich!

Florian Traussnig

DANKE, ANITA GRADWOHL!

In herzlicher Atmosphäre und mit leidenschaftlich performter Schlagermusik wurde nach der ersten Heimversammlung dieses Jahres Anita Gradwohl verabschiedet. Nach neun Jahren hat sie mit Ende August das Front Office des



Anita Gradwohl und Josef Wilhelm.
Foto: KHG

Quartier Leech verlassen. Für unzählige Studierende war Anita Gradwohl das freundliche, kompetente und stets hilfsbereite Gesicht der Katholischen Hochschulgemeinde. Dass man mit ihr Anliegen verschiedenster Art nicht nur auf Deutsch, sondern auch auf Englisch und Spanisch besprechen konnte, wurde von vielen gerne in Anspruch genommen. Dass man mit ihr auch abseits vom Arbeitsalltag und Bürostress einfach Spaß haben konnte, wurde ebenso geschätzt. Es war eine Vielfalt von Aufgaben, vom Telefondienst über Mailverkehr und Konten- und Terminverwaltung bis zur Hilfe bei Problemen unterschiedlichster Art im Studierendenheim, die manchmal auch gleichzeitig zu bewältigen waren. Ihre Geduld und Belastbarkeit, vor allem aber ihre Freundlichkeit schienen unerschöpflich. Auch wenn wir all das und vor allem „unsere Anita“ natürlich sehr vermissen, wünschen wir ihr bei ihrer neuen verantwortungsvollen Aufgabe für die Vernetzung der katholischen Privatschulen alles Gute. Wir hoffen, dass auch

sie die Jahre im Quartier Leech in guter Erinnerung behält und natürlich, dass wir uns hin und wieder wiedersehen. Im Quartier Leech ist sie jedenfalls jederzeit herzlich willkommen!

Alois Kölbl

ZURÜCK IM FREUND- LICHEN HAUS: CHRISTINE GOLDS

Hallo! Ich, Christine Golds, bin seit Anfang November nun die zweite Verwaltungskraft im Büro des Quartier Leech. Ich komme ursprünglich aus der Südoststeiermark – das eine oder andere Mal kann man das an meinem Dialekt schon erkennen – und wohne nun schon seit einigen Jahren in Graz, wohin es mich aus Studienzwecken verschlagen hat. An der Karl-Franzens-Universität habe ich ein Archäologiestudium begonnen, doch habe ich bemerkt, dass ich gerne mehr mit Menschen arbeiten möchte und so habe ich auf das Lehramtsstudium Geschichte und katholische Religion gewechselt, mit



Foto: privat

dem ich nach wie vor beschäftigt bin. Die KHG habe ich anfangs über eine Freundin kennengelernt, bis ich mich dann selbst für einen Heimplatz beworben habe und mitten im Studienjahr einziehen konnte. Ich habe die KHG in dieser Zeit als einen offenen, freundlichen und warmherzigen Platz kennengelernt, an dem ich viele neue Menschen kennenlernen durfte und wo ich viel für mich und mein Leben gelernt habe. Nach über fünf Jahren war allerdings

für mich persönlich die Zeit gekommen, als Heimbewohnerin Lebe Wohl zu sagen. Umso mehr freut es mich, nun wieder aktiv im Quartier Leech mitwirken zu können. Zu mir persönlich kann ich noch erzählen, dass ich begeisterte Leserin bin und es mir gefällt immer wieder neue Welten zu entdecken. Weiters bin ich seit heuer standesamtlich verheiratet und stecke mitten in der Planung der kirchlichen Trauung.

Christine Golds

NEUES GESICHT VOR DER GLITZERKUGEL: KATHARINA RETTER-WESSELY

Hallo & Grüß Gott! Das weite Feld der Verwaltung darf ich, Katharina Retter-Wessely, seit Mitte September hier im Sekretariat des Quartier Leech nun (mit-)beackern. Eine Aufgabe, die in ihrer Vielseitigkeit an die vielen Spiegelflächen einer Glitzerkugel erinnert. Als „alter Hase“ im Bereich des Front Office und als große Verfechterin penibler Büroorganisation freue ich mich auf gute Zusammenarbeit und menschliche Begegnungen mit dem QL-Team und mit den Studierenden – Danke für die nette Aufnahme! Nach Graz



Foto: privat

übersiedelte ich 2005 der Liebe wegen und ließ meine künstlerischen Tätigkeiten als Gold- und Silberschmiedemeisterin, Eltern, Freunde etc. in Wien zurück. Die Stadt ist mir bald ebenso echte Heimat geworden. Ich bin sehr glücklich verheiratet und Mutter einer wunderbaren Tochter im Teenageralter. Zum Anwurzeln hier

war mir die Pfarre Graz-Karlau mit ihren Seelsorgenden und den engagierten Menschen aller Altersgruppen ein ganz wichtiger Faktor, der auch die Bodenständigkeit und Tiefe meines Glaubens maßgeblich geprägt und weiterentwickelt hat. Privat verbringe ich meine Zeit am liebsten mit meiner Familie, gehe mit meinen Hunden spazieren oder „spiele“ mit Metall.

Katharina Retter-Wessely

DEMUT UND STÄRKE – BEI SR. VANDA IN RUMÄNIEN

Csíkszentdomokos – zu diesem doch schwierig auszusprechenden, rund 2.000 Kilometer von Graz entfernten, Ort im Osten Transsylvaniens hat sich diesen September eine von Brigitte Rinner begleitete Studierendengruppe aufgemacht. Viele kleine Dörfer, Felder und Wälder, Kohlekraftwerke und abenteuerliche Kurven später wurden wir herzlich an unserem (auf Rumänisch auch Sândominic genannten) Ziel empfangen. Anders als vom Auto aus konnten wir nun die Landschaft und die Häuser, die Fuhrwerke und das Dorfleben eingehend betrachten. Warum das Ganze? Wir feierten Schwester Vandas ewige Profess! Nach einer letzten Chorprobe begann dann endlich der Gottesdienst: Die ungarischen und deutschen Lieder sowie die Texte der extra angereisten Priester und Mitschwestern Vandas machten diesen zu etwas ganz Besonderem. Nichts aber kann das Versprechen Vandas, sich voll und ganz in den Dienst Gottes und ihrer Mitmenschen zu stellen, übertreffen. Umrundet von ihren Mitschwestern legte sie ihre Gelübde ab, begleitet von den Priestern aus ihrer Heimat und gestärkt von Familie und Freunden. Ihr persönliches, auf Ungarisch und Deutsch ausgesprochenes Versprechen zeugte von Demut und Stärke, aber vor allem von Vertrauen in Gott. Diese Stunde mit Vanda erlebt haben zu dürfen ist ein Geschenk! Nach dem feierlichen Gottesdienst wurden



Die KHG-Reisegruppe mit Sr. Vanda (4. v. l.). Foto: privat

wir mit ungarisch-rumänischen Köstlichkeiten bewirtet und unsere Lieder und Geschenke für Vanda, aber auch die Gastgeschenke für die Helferinnen wurden mit großer Freude dargebracht bzw. überreicht und angenommen. Zurück in Graz, wurde uns später noch einmal bewusst, welch schönen Moment wir mit Schwester Vanda geteilt haben.

Julia Jochum

NIE UNTER 1.000% – NICO KNAPP, UNSER NEUER „ZIVI“

Hi liebe Mitmenschen! Ich heiße Nicolas Knapp und bin der neue Zivildienster der KHG. Bislang habe ich den Eindruck, dass meine Kolleginnen und Kollegen recht zufrieden mit mir sind!

Vor meiner Karriere hier im Quartier Leech besuchte ich die Handelsakademie im Bezirk Murtal, wo sich auch mein ursprünglicher Wohnort befindet. Warum ich nun in Graz bin? Gute Frage. Die verschiedenen Zeichen, die ich auf meinem Weg wahrgenommen habe, weisen offensichtlich in diese Richtung. Als geborener Tänzer fand ich mich ohnehin früher schon des Öfteren in Graz wieder, egal ob für Meisterschaften oder „Battles“. Tanzen? Ja genau! Seit meinem sechsten

Lebensjahr bin ich mit Leidenschaft in der Hip Hop-Szene aktiv. Schon nach meinem ersten „Schnupperkurs“ sah man – es wurde mir in die Wiege gelegt. Dementsprechend ist Ehrgeiz eine Eigenschaft, die mich auszeichnet. Egal ob es ums Tanzen geht oder das Verfolgen anderer Ziele, weniger als 1.000 % gebe ich nie. Ich bin gern unter Leuten, ziehe mich gleichzeitig aber auch gern zurück und bin für mich allein – sei es im Fitnessstudio oder mit Musik auf irgendeiner Sitzbank irgendwo in Graz. Wie ich meine Zukunft sehe? Eines kann ich sagen – ich habe auf jeden



Foto: Hruby

Fall viel vor! Die nächsten paar Monate werde ich jedoch weiter tatkräftig meine Kolleginnen und Kollegen unterstützen und meine Zeit hier in Graz genießen – wer weiß, wo es mich danach hinzieht.

Nicolas Knapp

WAS GRINSEN MIT GEDÄCHTNIS ZU TUN HAT

Interdisziplinarität – ein auf den ersten Blick befremdlich wirkendes und schwer realisierbares Konzept. Das Studienförderungswerk *Pro Scientia* schafft Abhilfe: Man lässt einfach Menschen, die in ihren Interessen und Studien vielfältig sind, im positiven Sinn aufeinander los. So kam bei der heurigen *Pro Scientia*-Sommerakademie zum Thema „Gedächtnis“ am Ritten bei Bozen ein Musikstudent mit einem Materialwissenschaftler beim Frühstücksbuffet ins Gespräch und ein theologieaffiner Jurist plauderte nach einer Wanderung mit einem Mathematiker. Doch selbst diese Stempel verblasen mit der Zeit, etwa wenn man den abwechslungsreichen Vorträgen zuhörte. Darüber hinaus versüßten buntgemischte Arbeitskreise, Workshops und Freizeitangebote den Teilnehmer/innen die Sommerakademie. Es wurde getanzt, geschmaust, gesungen, gefeiert, gebetet, gespaßt und vor allem geredet. Im *Gedächtnis* blieben neben spannenden Fakten und Erzählungen vor allem einzelne Menschen, wie etwa die enthusiastische Petra Mair, die die ganze Woche mit uns verbrachte. Grinsend beobachtete sie uns die Tage über und amüsierte sich in ihrem „Gedächtnistraining“-Workshop über unser Strebertum. Oder Bernhard Kegel, der mit seinem Vortrag zur Epigenetik begeisterte und in geselliger Runde mit seinem Wissen über Dinosaurier

beeindruckte. Diese Woche im *Haus der Familie* wird uns im Gedächtnis bleiben. Danke der *Pro Scientia*-Familie dafür!

Penelope Lipnig

ZWERGE & RIESEN ON TOUR

KHG-Semesterstarttage

Es war einmal vor nicht allzu langer Zeit, da machte sich ein halbes Zwergendorf, begleitet von dem einen oder anderen Riesen, in den weiten Weinbergen Sloweniens auf die Suche nach den alten, heiligen Gemäuern des Wallfahrtsortes Ptujška Gora. Auf der langen, beschwerlichen Reise erklimmte die KHG-Zwergenschar (gefühlte) sieben Berge und verlief sich im Wald (bitte weitersingen). Ausgelassen singend und marschierend entdeckten sie letztlich den rechten Weg und wurden bald darauf reichlich mit Schätzen überhäuft, die man nicht in Gold aufwiegen konnte. „Wer hat von meinem Tellerchen gegessen? Wer hat von meinem Wein getrunken? ... Du?“ Speis und Trank gab es im Lande von Haloze zuhauf und zufriedene Gesichter lächelten einem überall entgegen. Der Zauberer des Zwergendorfes, mit dem einen oder anderen Riesen, beglückte die Gemüter der Beistehenden und machte sie auch ratlos. Denn Magie ist das, was es schon immer war: Ein Zauber. Selbst die Werwölfe konnten dem nichts entgegenwirken und wurden nach nächtelanger Belagerung



KHG-„Zwerge“ beim Semesterstartwochenende. Foto: privat

in die Flucht getrieben. Das wandelnde Zwergendorf, mit dem einen oder anderen Riesen, war in Sicherheit und kehrte überglücklich in seine Heimat zurück. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute im Quartier Leech.

Lisa Ensinger & Eva-Maria Hofer

IDYLLE MIT EINSCHUSSLÖCHERN

KHG-Reise nach Sarajevo



Die Sarajevo-Reisegruppe. Foto: KHG

Nachdem sich unsere KHG-Reisegruppe frühmorgens von Graz über Banja Luka nach Sarajevo aufgemacht hatte, sah sie ein idyllisches Bosnien, dessen Häuser von Maschinengewehren durchlöchert sind. Was sie auch sah, war eine großteils arme



Die Grazer PRO SCIENTIA-Geförderten. Foto: Ceh

Bevölkerung. Am ersten Tag in Sarajevo lernten wir Kardinal Puljić kennen, ein beeindruckender Mensch. Er berichtete uns als Zeitzeuge über die damalige Situation im Krieg in den Neunzigerjahren – etwa wie er sich trotz Bombardements entschied, die Hauptstadt in Bosnien nicht zu verlassen. Zudem besuchten wir das Caritas- sowie Jugendzentrum. Beim Tunnelmuseum erfuhren wir über jenen Tunnel, welcher in der Kriegszeit von Menschen kilometerweit gegraben wurde, um zu überleben. Berührend war auch das Kindermuseum, da die heutigen Erwachsenen davon berichteten, wie schwer es für sie in der Kriegszeit war. In der Ausstellung lasen wir Briefe an Verwandte, welche von der schwierigen Zeit künden. Schließlich sahen wir uns die Gebetsstätten verschiedener Konfessionen an, bekamen in der Kathedrale einen Vortrag von dem dortigen Dompfarrer und ließen unseren letzten Abend in der Sarajevo-Brauerei gesellig ausklingen. Am letzten Tag besuchten wir Mostar, wo wir viel von der dortigen muslimisch geprägten Kultur erleben durften, und Medjugorje. Als die Rückreise anstand, waren wir schon etwas enttäuscht, dass die Tage ach so schnell vergangen sind!

Matej Matic

† PROF. HANS TRUMMER

Nach schwerer Krankheit ist am 18. Juli Prof. Hans Trummer verstorben. Er bekleidete über drei Jahrzehnte das verantwortungsvolle Amt des Obmanns des Katholischen Medien Vereins, war Leiter des Institutes für Kirchenmusik der Kunstuniversität Graz, Organist und – mit Leidenschaft – Priester. Unzählige Studierende hat Hans Trummer gefördert und auch aus Privatmitteln unterstützt. Nie hat er daraus viel Aufhebens gemacht, das gehörte ganz selbstverständlich zu seinem christlichen Ethos. Als Kirchenrektor der Leechkirche und Hochschulseelsorger darf ich ihm für seine Verdienste um die Revitalisierung der historischen Barock-Orgel in der Grazer Universitätskirche, die ohne sein Engagement, seine Initiative aber auch die von ihm eingebrachten finanziellen Mittel nicht möglich gewesen wäre, herzlich danken. Nach acht Jahrzehnten konnte so ein historisches Instrument wieder erklingen und ganz nach dem Wunsch von Hans Trummer auch Studierenden als sehr spezieller Klangkörper zur Verfügung stehen. Viele Samen, die er gesät hat, werden auch nach Jahren noch Früchte bringen. Lieber Hans, ein herzliches Vergelts Gott! dafür.

Alois Kölbl

KHG-GOTTESDIENSTE

MO–FR 12:00, *Break4Prayer*, Hauskapelle, Leechgasse 24

SO 18:15, *Messe in der Stadtpfarrkirche*, Herrengasse 23, anschließend Agape

DI 7:15, *Messe in der Hauskapelle der KHG*, Leechgasse 24;
anschließend gemeinsames Frühstück

MI 18:00, *Studierendengottesdienst in der Leechkirche*, Zinzendorfsgasse;
(entfällt im Advent) **jeden letzten MI im Monat: *Holy Mass in English***

FR 7:15, *Messe in der Kapelle des John-Ogilvie-Hauses*, Zinzendorfsgasse 3

FR 20:00–21:00, *Eucharistische Anbetung* in der KHG, Hauskapelle, Leechgasse 24
jeden letzten DI im Monat 19:00, *Taizégebet in der Stiegenkirche*

Achtung: In der vorlesungsfreien Zeit entfallen die KHG-Gottesdienste (Ausnahmen sind im Kalendarium einsehbar)

KATHOLISCHE
KIRCHE STEIERMARK

Wir bitten Sie mittels beigelegtem Erlagschein um die Unterstützung unserer Arbeit.
Herzlichen Dank!
Katholische Hochschulgemeinde Graz
Stmk. Bank u. Sparkassen AG
Kto-Nr: 03300 700 543
BLZ: 20815
IBAN: AT312081503300700543
BIC: STSPAT2G
Verwendungszweck:
DENKEN+GLAUBEN/440020/42/913

Impressum

DENKEN + GLAUBEN
Zeitschrift der Katholischen Hochschul-
gemeinde für die Grazer Universitäten
und Hochschulen

Chefredaktion:
Florian Traussnig

Redaktionsteam:
Jennifer Brunner
Martin Gsellmann
Agnes Hobiger
Harald Koberg
Helga Rachi
Natalie Resch
Günter Schuchloutz
Anton Tauschmann
Jörg Wilkesmann

Medieninhaber und Herausgeber:
Katholische Hochschulgemeinde Graz
Alois Kölbl, Leechgasse 24, 8010 Graz Tel.
0316 / 3226 28
www.khg-graz.at

Layout und Satz:
Wolfgang Rappel

Druck:
Universitätsdruckerei Klampfer,
St. Ruprecht an der Raab

Namentlich gezeichnete Beiträge müssen nicht die Meinung der Redaktion bzw. des Herausgebers wiedergeben.

Soweit es möglich war, hat die Redaktion die urheberrechtlichen Fragen bzgl. der verwendeten Bilder geklärt. Nicht erwähnte Inhaber/innen von Bildrechten werden gebeten, sich unter traussnig@khg-graz.at zu melden.

Abo-Bestellung: traussnig@khg-graz.at

Coverfoto:
Franz Konrad, Gesichtswäsche
(Detail „Embedded Journalist“), 2016/19. © Konrad

GUTES
VERMÖGEN
—
für eine
bessere Welt.

NACHHALTIG INVESTIEREN

Wir vom Bankhaus Schelhammer & Schattera sind überzeugt, dass wir mit Geldanlagen die eigene Zukunft und die unserer Kinder positiv beeinflussen können. Geld bewegt. Daher investieren wir schon seit Jahrzehnten zukunftsgerichtet, ethisch und nachhaltig. Diese Philosophie spiegelt sich in allen Bereichen wider: von der Beratung bis zum Management der Kapitalanlagen. Und wir erwirtschaften dabei langfristig stabile Erträge für unsere Kunden, die auch zum Wohle aller sind.

 **Schelhammer & Schattera**
PRIVATBANK SEIT 1832

schelhammer.at

KHG-ANKÜNDIGUNGEN



Foto: KHG

SCHENKT EINANDER EIN LEECHELN

DO 5. DEZ, 15:00 – 19:00

Glühwein & Kulinarik für den guten Zweck.

Der Hl. Nikolo kommt um 18:00 vorbei.

Ort: Paradise L., Zinzendorfgasse 3

In Kooperation mit der Caritas



Foto: Koshkina

EINKEHRTAGE MIT PATER TONI WITWER SJ

FR 13., SA 14. DEZ

Stille, Umkehr und Besinnung im Stift Voralpe

Unkostenbeitrag: EZ – € 75,50 | DZ – € 70,50 (für Studierende EZ – € 40,50 | DZ – € 35,50)

Information, Anmeldung: forgwk@graz-seckau.at oder 0676/87422649

In Kooperation mit dem Forum Glaube Wissenschaft Kunst



Foto: Kölbl

AUSSTELLUNGSERÖFFNUNG: FRANZ KONRAD. HEISSE ZEIT

MI 8. JAN 2020, 19:00

Ort: QL-Galerie, Leechgasse 24

zu sehen bis Ende FEB

SO 1 – **DI 24** **DEZ / ADVENTKALENDER IN DER ZINZENDORFGASSE**
FOLGE DEM STERN! In Kooperation mit dem Verein Zinzengrinsen gibt es auch heuer wieder einen Adventkalender, der bei den verschiedenen Betrieben in der Zinzendorfgasse sichtbar sein wird. Folge dem Stern und du erlebst vielleicht die eine oder andere kleine Überraschung.

MI 4 **MI 11** **MI 18** **DEZ / 6:00 RORATEN IM ADVENT**
 Anschließend gemeinsames Frühstück
Leechkirche, Zinzendorfgasse 3
 In Kooperation mit Forum GWK, Theozentrum, Priesterseminar

DO 5 **DEZ / 15:00 – 19:00 SCHENKT EINANDER EIN LEECHELN**
 Glühwein im Paradise (siehe KHG-Ankündigungen)
Paradise L., Zinzendorfgasse 3
 In Kooperation mit der Caritas

SA 7 **DEZ / 9:00 – 17:00 PARADISE-TRIP**
 Geführte Tages-Touren zu Orten der Kraft und Nähe Gottes in Gärten, Wäldern, Auen und Kirchen.
Weiterer Termin: SA 18. JÄN 2020
Information, Anmeldung: dolzer@khg-graz.at

SO 8 **DEZ / 17:00 AD-HOC-CHOR**
 Probe für die Gestaltung der Sonntagsmesse in der Stadtpfarrkirche.
 Studierende mit Chorserfahrung sind eingeladen, mitzusingen.
Leitung: Andrea Fournier
Grazer Stadtpfarrkirche, Heerengasse 23

DI 10 **DEZ / 19:30 WEIHNACHTSKONZERT vocalatelier ql**
Kirche St. Andrä, Kernstockgasse 9

DI 24 **DEZ / INTERNATIONALE WEIHNACHTSFEIER IM QUARTIER LEECH**
 Für Studierende, die Weihnachten in Graz verbringen
Information, Anmeldung: hochschuleelsorger@khg-graz.at
Quartier Leech, Leechgasse 24

DI 24 **DEZ / 24:00 CHRISTMETTE IN DER LEECHKIRCHE**
Leechkirche, Zinzendorfgasse 3

SA 28 **DEZ** – **MI 1** **JAN 2020 / FAHRT ZUM TAIZÉ-TREFFEN NACH BRESLAU**
Information, Anmeldung: hochschuleelsorger@khg-graz.at

MI 8 **JAN 2020 / 19:00 AUSSTELLUNGSERÖFFNUNG: FRANZ KONRAD. Heiße Zeit**
 zu sehen bis Ende FEB (siehe KHG-Ankündigungen)
QL-Galerie, Leechgasse 24

FR 10 **JAN 2020 / 9:00 – 16:00 SCHREIBWERKSTATT FÜR STUDIERENDE**
 mit **Henning Klingen**
Information, Anmeldung: traussnig@khg-graz.at
John Ogilvie-Haus, Zinzendorfgasse 3
 In Kooperation mit der Katholischen Medien Akademie

SO 26 **JAN 2020 / 7:30 GEFÄNGNISGOTTESDIENSTE MUSIKALISCH GESTALTEN**
Information, Anmeldung: both@khg-graz.at
Justizanstalt Graz-Karlau

ab **DI 28** **JAN 2020 / 19:00 TAIZÉ-GEGET**
 An jedem letzten DI im Monat
Stiegenkirche, Sporgasse 21

SA 8 – **SO 16** **FEB 2020 / KHJÖ-FEBRUAREXKURSION NACH DEUTSCHLAND**
Information, Anmeldung: graz@khjoe.at

Reibung

Ich kenne nur wenige Menschen, die in Reibung etwas grundlegend Positives sehen. Reibung, so die weit verbreitete Logik, bedeutet Verlust, ergo spricht man von *Reibungsverlust*. Und ja, gerade im breit aufgefächerten katholischen Milieu, wo tagein tagaus große weltanschauliche Gräben zu überbrücken sind, nimmt man das gern so wahr. Reibt man sich an anderen, so droht Gefahr zu überhitzen, Konflikte vom Zaun zu brechen, verletzt zu werden. Da ist es für viele komfortabler, sich mit Gleichgesinnten zu umgeben, anstatt Friktionen in Kauf zu nehmen und mühsam Kompromisse auszuhandeln. Persönlich beobachte ich, dass oft gerade jene, die sich besonders weltoffen glauben, solche Abschottungstendenzen an den Tag legen. „Wir“ und „Die“ heißt es da auf einmal. Doch wem ist geholfen, wenn wir – nach den Worten unseres Gastautors Peter Strasser – „ständig im eigenen Überzeugungssaft schmoren“? Steigen wir nicht aus diesem Saft heraus und versuchen wir nicht diese Spaltung zu überwinden, könnte genau das passieren, was die von einer anderen Autorin dieses Hefts zu Recht kritisierte Margaret Thatcher einmal gesagt hat: „... there is no such thing as society“. Ohne Reibung ist Gesellschaft, ist Gemeinschaft nicht zu haben.

Florian Traussnig, Chefredakteur